

Musik Husarenlied

Heiß ist die Liebe -, kalt ist der Schnee (nur Klavier)

Über der Musik

Im August 1914 kurz nach dem Beginn des 1. Weltkriegs schreibt der 48jährige Hermann Löns an seine Freunde unter anderem:

Musik aus

14. August:

...Ich war gerade auf Jagd, als die Mobilmachung erfolgte...

Ich hatte vor, einen Roman, der den Dreifrontenkrieg behandelte, zu schreiben, kam aber vor Übelbefinden und Lebensunlust nicht dazu. So ist es besser, es fehlt uns einmal ein Stoß ins Genick, sonst wären wir im Gelde verreckt. Alle Leute erwarten von mir Kriegslieder, aber mir kommt es dumm vor, dazusitzen und zu dichten, und Leute, die älter und schwächer als ich sind, ziehen mit. Wie gut wäre ich mit meinen Eulenaugen beim Vorposten und Aufklärungsdienst zu gebrauchen. Heute sind hier bei einem Regiment 60 Freiwillige, die schon angenommen waren, nach Hause geschickt, weil sie noch keine 17 Jahre alt waren ...

29. August:

...Mir ungedientem Landsturmmann ist es gelungen, als Füsilier bei der 2. Kompanie des 73. Infanterieregiments anzukommen. Ich bin in 14 Tagen wohl ausgebildet und werde dann wohl gegen Osten geschickt. Ich freue mich von Herzen. Lange habe ich mir eine solche Beschäftigung, neben dem Ackern die einzig manneswerte, gewünscht...

20. September:

...schade, daß Du nicht hier bist; würde Dir gefallen, tagelang so im Dreck im Schützengraben zu liegen und Dir die Granaten und Schrapnells um die Ohren sausen zu lassen, wie ich das über 4 Tage genoß. Ich denke, bald sind wir in Reims...

auch am 20. des Herbstmonats 1914:

Lieber Freund, schwere Tage liegen hinter uns, noch schwerere warten unser. Aber es ist eine Lust zu leben, was für ein herrliches Volk, unser Volk! Wie die Leute dran und drauf gehen! Bismarck hat Recht: sie sind zum Küssen. Morgen mehr! Es geht schon wieder los!

Musik:

Heiß ist die Liebe,
kalt ist der Schnee
Scheiden und Meiden,
Ja, das tut weh
Rote Husaren, die reiten, die reiten, die reiten niemals Schritt.

Herzliebste Mädel, und du, du kommst nicht mit.

Bleiben wir doch bei den ganz persönlichen Aussagen;

Vier Jahre zuvor, 1910, Löns war zu dieser Zeit ein beehrter Journalist und durch seine Tier- und Landschaftsskizzen auch ein bekannter Schriftsteller, hat die Zeitschrift „Eckardt“ eine kurze Selbstbiographie von ihm veröffentlicht, aus der ich jetzt einige Ausschnitte vorlesen möchte:

„Während eines schweren Vormorgengewitters kam ich als erstes Kind meiner Eltern, des Gymnasialoberlehrers Friedrich Löns und seiner Frau Klara aus Paderborn, zu Kulm an der Weichsel zur Welt. *(es war der 29. August 1866)*

Während im allgemeinen die Geburt eines Kindes für die Eltern eine Erhöhung der Ausgaben bedeutet, entsprang aus meiner Ankunft meinen Eltern sofort ein Nutzen. Das Haus, in dem sie wohnten, war verschrien; es hieß, es käme in ihm kein Kind zur Welt. Sobald ich nun die Wände beschrie, erschien der Hausbesitzer, ein Pole, mit einem großen Blumenstrauß bei meinem Vater, wünscht ihm Glück und teilte ihm mit, daß er ihm für ein Jahr die Miete erlasse, weil der üble Ruf von seinem Haus genommen sei. Nach ungefähr Jahresfrist wurde mein Vater nach Deutschkrone, einem reizend zwischen zwei großen Seen gelegenen Städtchen Westpreußens, versetzt. *(damals cá 8000 Einwohner).*

Meine erste Erinnerung ist die, daß ich – *vielleicht dreijährig* - in einem blauen Kittel auf einem gepflasterten Hofe saß und die grün und rot gefärbten kleinen Blattkäfer, die auf dem zwischen Steinen wuchernden Vogelknöterich umherkrochen, in eine Pillenschachtel sammelte.

Bis zu meinem achtzehnten Jahre lebte ich dort, und ich weiß heute noch nicht, ob ich diese Zeit eine glückliche nennen soll. Trotz der schönen Umgebung, trotz der wilden Fahrten in Wald und auf der Heide, trotz Jagens und Fischens und Sammeln saß in mir dieselbe Unzufriedenheit, die sich bei meinem Vater, der ebenso wie meine Mutter Westfale war, recht oft und recht derb Luft machte. Ich fühlte, daß ich dort nicht zu Hause war, und so hatte ich wohl Gespielen, aber keinen Freund. *(Hermann Löns hatte noch 13 Geschwister, von denen 9 überlebten, 8 Knaben und ein Mädchen, aber als Ältester hat er in diesen Jahren wohl keine rechte Beziehung zu den Jüngeren bekommen können)*

So manchen Verweis erhielt ich von meinen Lehrern, weil ich mich zuviel allein hielt.

Dieser Hang zur Einsamkeit wurde durch meine Vorliebe zur Naturwissenschaft immer mehr verstärkt. Schon als ganz winziges Kind war mein größtes Vergnügen, den Fliegen am Fenster zuzusehen, und mit fünf Jahren lockte mich eine tote Maus mehr als ein Stück Kuchen. Rebaus Naturgeschichte wurde so

lange gelesen, bis nichts mehr davon übrig war, und ohne irgendwelche Anleitung zu haben, sammelte und bestimmte ich, so gut es ging, Steine, Pflanzen und Tiere. *(Seine Vogelarten - Bestimmung (130 an der Zahl)-übergab er der Schule; sie wurde später vom Danziger Museum übernommen)*

Mit 12 Jahren durchstreifte ich, meist ganz allein, meilenweit die Heiden, Moore und Wälder, wobei ich allerlei seltsame Abenteuer erlebte.

So geriet ich einmal, als ich mich in einer einsamen Kiefernheide beim Fang des bunten Dünnyaikäfers verspätete, mitten in ein Treiben, das ein Dutzend Wildddiebe mit geschwärzten Gesichtern abhielten. Ein anderes Mal stellten mich drei junge, fette Zigeunerweiber, deren ich mich nur durch Fußtritte und Faustschläge erwehren konnte. Wieder einmal, als ich am Fuße einer dicken Eiche vor Übermüdung eingeschlafen war, erwachte ich von Stimmen; zwei Waldarbeiter und der Förster standen da und besahen einen alten Trinker, der sich, während ich dort schlief, an der anderen Seite des Baumes erhängt hatte, ein Erlebnis, das mich übrigens ganz kalt ließ (...)

(Aus der Jugendzeit in Deutschkrone ist nur ein Gedicht überliefert: Segelfahrt; zu dieser Zeit hatte Löns den Wunsch, Maler zu werden, und ebenso wie Goethe, Gottfried Keller, Wilhelm Raabe, Wilhelm Busch und Hermann Hesse, besaß er diese Doppelbegabung)

Löns schreibt weiter:

...(Durch meinen Vater) wurde ich Fischer und Jäger, doch war mir schon damals ein unbekannter Fisch, ein seltner Vogel, eine regelwidrig gefärbte Eichkatze von größerem Wert denn ein gutes Gehörn oder ein ganzer Galgen voll Hühner.

Der Begriff des sportlichen Rekords ging mir nie ein. (...)

(...)Auch bei den Menschen lockte mich das Ursprüngliche. Ich war der Freund der Hütejungen, Fischerknechte, Waldarbeiter; meine sehr zivilisierten Mitschüler, die mit sechzehn Jahren Zigaretten rauchten und Fensterpromenaden machten, langweilten mich. Einer meiner Lehrer sagte mir einmal: „Gewöhnen Sie sich die Tendenz nach unten ab!“ Es ist mir nicht gelungen. Mein Interesse oder mein Herz ist bei dem breiten Unterbau meines Volkes geblieben, auf dem das Leben der Nation schließlich beruht, bei den Bauern, Handwerkern und Arbeitern. Mir schmeckt es stets besser, wenn ich am gescheuerten Tisch über den Daumen frühstücke, als wenn ich mich in Frack und Lack zwischen weißen Schultern durch zehn Gänge durchesse und Konversation machen muß. (...)

Als ich achtzehn Jahre alt war, wurde der Wunsch meines Vaters, wieder zurück in die Heimat zu kommen, endlich erfüllt, er wurde nach Münster versetzt ...

(Zuerst) in Paderborn, der Heimatstadt meiner Mutter, entdeckte ich den Sinn für Geschichte (...); und die trat mir dort handgreiflich entgegen. Und zwar weniger die Stadt selber mit ihren alten Bauwerken als die Stimmung, die über meinem großelterlichen Haus lag...

(einer seiner Ahnen hatte in den Türkenkriegen so erfolgreich gekämpft, daß er in den Adelsstand erhoben wurde, Waffen und Geräte waren im Hause zu bewundern, ein anderer war ein ziemlich

bekannter Schriftsteller gewesen – Moritz Bachmann, ein Freund Ferdinand Freiligraths. Über ihn schreibt Löns:)

...Er hatte die unheimliche Gabe des zweiten Gesichtes, trotzdem er ein Weltmann und Rationalist war, und ein Stück davon, wenn auch sehr wenig ausgeprägt, vererbte er mir. Ich bin ihm deswegen nicht böse...

Bisher hatte ich mich ganz als Einzelwesen gefühlt, nun bekam ich Stammesbewußtsein (...).

Stärker wurde das noch, als ich nach Münster kam. Erst war ich kreuzunglücklich. Meine Schulkenntnisse reichten, besonders im Griechischen, nicht aus.... Körperlich ging es mir auch schlecht; ich vermißte den heilsamen Ostwind und klappte in dem Treibhausklima zusammen (*und so schreibt er 1886 das Gedicht Heimatsklänge und da heißt's im letzten Vers:*

Nach Osten zieht's mich mächtig hin,
 »Nach Hause« klingt's in meinem Sinn:
 Drei Klänge sind's vom Heimatland,
 die haben mir das Herz entwandt;
 Es ist schon lange nicht mehr mein,
 es findet nur zu Hause Ruh:
 »Nur einmal in der Heimat sein!«
 Das klopft und klopft es immerzu.
 Du Wellenklang vom grünen See,
 du Lied aus Volksmund, wild und weh,
 du Rauschen von dem dunklen Föhr –
 wer weiß, ob ich dich nochmals hör!

...Aber bald hatte ich Freunde, *schreibt er weiter*, wirkliche Freunde, und es waren kaum zwei Jahre vergangen, da war ich bewußt das, was ich unbewußt immer gewesen war, Niedersachse.

In der Schule (dem Gymnasium Paulinum in Münster) strengt er sich jetzt mehr an als in Deutschkrone. Sein bester Freund in Münster Max Apffelstädt schreibt später, daß man bei ihm das Gefühl hatte, sein Tag müsse 48 Stunden haben; speziell die Literatur begeistert ihn und - wie immer - die Naturwissenschaftlichen Fächer.)

Er schreibt selbst: Heute ist es mir unfaßbar, wie ich neben den Vorbereitungen zur Abgangsprüfung eine solche Unmenge von westfälischer Geschichte, neuer Literatur und Zoologie habe bewältigen können.

In Münster lernte ich, was es heißt, systematisch Naturwissenschaft zu treiben... und ich konnte, als ich eben das Gymnasium verlassen hatte, einige kleine Arbeiten in zoologischen Blättern herausgeben, die heute noch in gewisser Weise ihren Wert haben...

Ich studierte nun Naturwissenschaften, mußte aber auch Medizin studieren. Diese gefiel mir gar nicht, und die Zoologie, die damals fast ganz in der Mikroskopie aufging, erst recht nicht. Außerdem drängte es mich zur Literatur. In wenigen Jahren verschlang ich alles, was ich an deutscher und fremder Literatur in die Finger bekam....“

Nach einer kurzen Stippvisite auf der Uni Münster, geht er nach Greifswald und tritt dort der schlagenden Verbindung und Turnerschaft Cimbria bei. Löns, der ein leidenschaftlicher Fechter war, wurde eine stadtbekanntere Erscheinung, zumal er keine Gelegenheit ausließ, sich schlagen zu können. Sein Leibfuchs erzählt: „Löns hatte mal wieder gefochten und roch meilenweit nach Jodoform, dann ging er mit Vorliebe auf Mädchenpürsche und kein Tanzboden war vor ihm sicher. Da gab es dann Eifersüchteleien – also willkommene Gelegenheit zu neuen Kontrahagen... oder er provozierte die Leute und findet dafür einfachste Anlässe, so etwa fragt er einen Kommilitonen in der Gaststätte, scheinbar teilnahmsvoll „Na, schmeckt's?“ Als das bejaht wurde, entgegnet Löns: „Ich weiß, man hat es schon draußen gehört!“ Und wieder war ein Duell fällig... Seine Schmissee, die er bekam, pflegte er mit Hingabe; er dichtet

Ich bolzte böse vor lauter Bammel,
in der Corona ward gelacht;
daß ich ein knapp genügend kriegte,
hätt ich mir nimmermehr gedacht.
Den Schmiß, den ich dabei gefangen,
hab ich verhätschelt und gepflegt
so sorgsam, wie kaum eine Mutter
ihr erstgebornes Kindlein hegt.

„Lieber Apffelstädt,“ schreibt er am 7.2. 1888 nach Münster – er ist 21 Jahr alt,
„...Der Mensurgott scheint mich zu hassen. Ging heut mit einem strammen Burschen des A.D.B. Arminia los, die jetzt unbedingte geben. Nachdem ich ihm mehrere Durchzieher ins Lokal gewischt hatte, schlug er mir nach Halt, wo ich schon den Arm wieder schlappen ließ, eine unparierte Lappenquart in die Schläfe.

Temporalis durch, Knochensplitter usw. Ich mußte suspendieren. Jetzt sitze ich hier im Korbe, kann nicht kauen und lachen und lasse mich von meiner Frau päppeln, die die Nähstunde schwänzt. 8 Tage soll ich die Nadeln drin behalten.

Hoffentlich kann ich in 10 bis 14 Tagen den Mann wieder vertrommeln.

Mit Gruß Dein Hermann Löns

So wie Löns als Greifswalder Student war, so ist er wohl sein Leben lang geblieben. Rauhbeinig und rücksichtslos gegenüber Leuten, die ihm zuwider waren, treu und hilfsbereit bis zur Aufopferung gegenüber seinen Freunden und Kameraden.

Es kommt dann zum Ausschluß aus der Verbindung Cimbria, weil er Schulden an einen Kommilitonen nicht rechtzeitig zurückgezahlt und dadurch sein Ehrenwort verpfändet hatte; es kommt sogar zum exclusio cum infamia. (Ausschluß mit Schande) Löns fühlt sich jedoch unschuldig, reagiert darauf ungeheuer verbittert und schreibt auf eine Postkarte die knappe Antwort: „Gelesen! Gelacht! Kennen Sie studentischen Kommentar? Meuchelmörder! Löns“

Und das wütende Gedicht ist überliefert:

Kein Baum fällt bei dem ersten Hieb –
 Es bleibt dem Herzen wie der Eiche
 als Rettung der Johannistrieb.
 Drum still mein Herz und laß das Wimmern
 Und schrei „Prost Rest“ des Wehgestöhns!
 Stürzt auch die ganze Welt in Trümmern,
 ich bleib ja doch der Hermann Löns!

Auf Grund dieser Schmach verläßt Löns jedoch die Universität Greifswald, wechselt nach Göttingen und immatrikuliert sich dort wieder im Fach Medizin.

Studienmäßig wie auch künstlerisch ist die Göttinger Zeit wenig ergiebig, Der „Klub der Zecher“ wird wohl mehr besucht als die Universität; jedenfalls ist er in den Universitätslisten dieser Zeit gar nicht zu finden; wobei als einziges nachhaltiges künstlerisches Ergebnis das dort viel gesungene Volkslied „Auf der Lüneburger Heide“ später als erstes Lied im „Kleinen Rosengarten“ erscheinen wird...

Auf der Lüneburger Heide

Löns verabschiedet sich von Göttingen, ohne das Physikum in der Tasche zu haben, natürlich zum großen und berechtigten Ärger seines Vaters, der bei der riesigen Knabenschar, acht jüngere Brüder waren ja zu versorgen, den beruflichen Abschluß seines ältesten Sohnes möglichst schnell ersehnt und erwartet haben dürfte.

Es kommt zu einem schweren Zerwürfnis mit dem Vater, so daß Löns 1889 zurück in Münster vorerst bei seinem Freund Apffelstädt Unterkunft suchen muß.

Durch Vermittlung der Mutter kann er den Vater endlich überreden, das Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften aufnehmen zu dürfen. Seine Arbeiten in der Naturwissenschaft werden außerordentlich positiv bewertet - als „Muster einer Lokalfauna“ gerühmt. In seinem Schwankbuch: Der zweckmäßige Meyer schreibt er selbst über seine damalige Nacktschneckensammlung:

„Drei Jahre habe ich dieses unzuverlässige Gesindel gezüchtet, unter roten, gelben, grünen, weißen und schwarzen Glasscheiben, es mit reiner Pflanzen, Tier, Pilz- und gemischter Kost gefüttert, es kalt und warm und heiß gehalten, es überernährt und hungern lassen, und nicht herausbekommen, warum die Jungen bald so, bald so gefärbt sind, und wenn nicht unsere neue Magd in ihrer kindlichen Einfalt eines Tages alle Zuchtkästen ein wenig geöffnet hätte, ‚damit die Tiere Luft kriegen‘, wie sie sagte, so züchtete ich wahrscheinlich heute noch Wegeschnecken, ohne dem Gesetze der Farbengesetzlosigkeit der Jugendform dieses Schneckenchamäleons wahrscheinlich auch nur um einen Schritt nähergekommen zu sein als an jenem Tag des Grauens, da nicht nur meine Zuchtkammer, nicht nur mein Arbeitszimmer, nicht nur meine ganze elterliche Wohnung, sondern das gesamte Haus von jungen Arions wimmelte und ich allen Menschen alles andere eher als ein Wohlgefallen war.“

In den 70er, 80er Jahren des 19. Jahrhunderts, als sich Deutschland von einem Agrar- zu einem Industriestaat entwickelte, war auch in der Literatur eine Revolution hereingebrochen.

Und gerade in Münster hatte sich um die Brüder Julius und Heinrich Hart ein moderner literarischer Kreis gebildet, der auch weiterhin existierte, als die Brüder schon nach Berlin gegangen waren. Diesem Kreis junger enthusiastischer Künstler treten auch Löns und sein Freund Apffelstädt bei.

„Das, was ist, sagen“, das will man, und Löns dichtet:

Ich hab es satt den schlappen Singsang
 von Liebe, Triebe, Weh und Ach,
 den veilchenblauen Goldschnittsklingklang,
 ich durst nach einem Donnerschlag;
 verfaulten Leichen gilt ihr Singen,
 voll Aasgestank die Poesie -
 drum laßt ein neues Lied erklingen

nach einer neuen Melodie!

Die jungen Leute sehen sich als Nachfolger der Stürmer und Dränger der Goethe-Zeit an und so fehlen natürlich auch keine Revolutions- und Barrikadenlieder:

Von Löns dieses

Ich ruf euch alle zusammen ihr Sänger unsrer Zeit,
zum Kampfe für der Wahrheit
beschmutzte Heiligkeit,
mit wilden Liedern rüttelt
das taube Deutschland wach,
und handelt wie ein strenger Vater,
dem schlechten Kind frommt jeder Schlag.
Singt ewig nicht von Liebe,
stimmt an das Lied vom Haß,
fort Wein und Lust! Besinget
des Schweißes heilig Naß,
legt bloß am deutschen Stamme,
was wurmfaul ist und krank,
wenn man euch heut' auch schmählt und lästert,
schon morgen blüht euch heißer Dank.

Natürlich macht man sich auch über das „Gehobene Bürgertum“ lustig und besonders gern verspottet man Hochwürden:

Über zwei Domherren mit außerordentlichem Körperumfang, die man in Habersack und Pielwurm umtaufte, schrieb der jugendliche Löns:

Die Kirchensäulen
Vierhundert Pfund der eine wiegt,
dreihundert zieren den andern,
Ich sehe sie täglich langsamen Schritts
über den Domplatz wandern.

Zwei Vollmonde, breit und würdevoll
die rosenblühsamen Gesichter,

und wäre ich leider kein Dichter schon,
begeisterte dies mich zum Dichter!

Und diese Bäuche! Voll Staunen bleib'
ich ehrerbietig stehen –
seit zwei Jahrzehnten können sie nicht
ihre eigenen Beine mehr sehen.

Was gibt das für reizende Engelchen,
nur muß sich der Herrgott bequemen,
Statt Taubenflügel die Fittiche
vom Vogel Greif zu nehmen.

Und daß man trotzdem nicht an Wunder glaubt,
das ist es, was mich wundert –
vor diesen Begnadeten fall aufs Knie,
ungläubiges Jahrhundert.

Münster, Mai 1890

Noch ein weiteres Gedicht aus der Münster'schen Zeit, 1888-1890. Löns selbst spricht später von diesen Gedichten als „Eseleien“, und sie werden auch zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht. Im folgenden setzt er die Welt des Genies gegen die Welt des Normalbürgers – die er „Die Alltagsmenschen“ nennt.

Ihr, denen der Zufall die Krankheit versagt,
die göttlich Genie man benennt,
laßt fahren die Trauer und seid nicht verzagt,
ihr ahnet ja nicht, wie das brennt,
lebt ruhig nur fort in dem engen Gebiet,
mit euch und dem Herrgott in Frieden,
und preist euch glücklich, daß eurem Gemüt
kein stürmendes Ringen beschieden.

O könntet ins Herz jenen Männern ihr schau,
 ihr pralltet erschrocken zurück:
 Bleichzuckende Flammen und nebliges Graun,
 doch nimmer und nimmer Glück;
 Kaum einem noch wurde vom Zufall besichert
 Genie und zufriedenes Leben,
 den meisten hat Leben und Lieben zerstört
 das Ringen und Kämpfen und Streben.

Kein Frieden bei Tage, kein Frieden bei Nacht,
 im Fieber von Abend bis Früh –
 das Los jeder Stirn, der in höllischer Pracht
 den Kainsstempel gab das Genie,
 ein Hungern nach Ruhe, ein Dursten nach Glück,
 nach Schatten, die lockend verschwinden,
 sie suchen und suchen mit trostlosem Blick
 und glauben doch selbst nicht ans Finden.

Und schließlich, wenn alles verbrannt und verglüht,
 und jeglich Idol ist zernagt,
 wenn öde die Seele und leer das Gemüt,
 Verzweiflung die Elenden plagt –
 die Träume zerplatzen, ins Weite sich schwingt
 des Glückes verblaßte Erscheinung,
 und höhnisch im herzlosen Herzen nur klingt
 das schneidende Lied der Verneinung.

Münster 1887

Dieses Gedicht schrieb Hermann Löns mit 21 Jahren.

40 Jahre später, 14 Jahre nach dem Tod des Dichters, schreibt der Maler Hermann Knottnerus-Meyer, einer der wenigen langjährigen Freunde von Löns, in seiner Vorrede zu dem Buch „Der unbekanntes Löns“

:

„Hermann Löns war der faustische Mensch par excellence.“

Er lebte in einem erbarmungslosen Müssen, vor dem es keine Rettung gibt, und so mußte er die eigentliche Tragik des schöpferischen Menschen erleiden, allein zu leben in einer anderen Welt.“

Zurück nach Münster:

Nur wenige Monate bleibt Löns ein sogenannter Moderner, denn die grausame Wirklichkeit, die soziale Härte, die er z.B. im Ruhrgebiet sieht, dünkt ihm viel zu ernst, als daß er sein literarisches Süpplein an ihr kochen möchte, wie er sagt.

Und außerdem hält er diese Art Dichtung für unglaubwürdig; er schreibt:

„...Schon lange graute mir innerlich vor dem Naturalismus. Die ewigen aschgrauen Elendsschilderungen, die fortwährend eselfarbige, humorlose Detailmalerei, diese durch undichterischen Arbeitsfleiß und unkünstlerisches Sitzfleisch zusammengeharkte Milieuwurzelei!..“

Löns große literarische Vorbilder sind Gottfried Keller, Karl Spitteler, Detlev von Liliencron und vor allen Dingen Annette von Droste Hülshoff, die wie er eine tiefe Liebe zur Natur, eine Schärfe der Sinne, eine Überempfindlichkeit des Körpers und der Seele hatte und eine unheimliche bis zur Halluzination gehende Deutlichkeit der Gesichte. „Mein Herz ist bei Annette“, sagt Löns.

Musik: Lied: Über die Heide geht mein Gedenken bzw. Winter

1890 mit 24 Jahren lernt Löns Elisabeth Erbeck kennen und lieben. Er, der stets Unstete und Suchende, träumt von einem Leben an der Seite einer zärtlichen Frau und einer großen Kinderschar. Aber trotz der Erfolge seiner zoologischen Arbeiten ist ihm klar, daß das naturwissenschaftliche Studium ihm später keinen ausreichenden Erwerb zur Versorgung einer Familie bringen kann, und wenn auch die literarische Tätigkeit in dieser Zeit erstaunlich ist, zum Broterwerb ist sie nicht geeignet.

Die Aufgabe des Studiums und die Tatsache, daß er sich mit einer „Evangelischen“ verlobt, bringen den endgültigen Bruch mit dem Vater.

„So sprang ich“, schreibt Löns, „mit beiden Beinen in das Zeitungsfach.“

1891 nimmt er seine erste Stellung als Redakteur für 60 Mark im Monat Gehalt bei der "Pfälzischen Presse" in Kaiserlautern an, kann sich aber als jemand der schon geistig sehr gereift ist und wissenschaftliche Erfolge aufzuweisen hat, nicht in diese lehrlingshafte Aufgabe einfinden. Es kommt zu ungunstigen Auseinandersetzungen, zu Alkoholexzessen seitens Löns und im Februar 1892 wird er entlassen. Ein kurzer Abstecher an eine sozialdemokratische Zeitung in Gera, was ihn auch nicht befriedigt. Er schreibt: „...dann reiste ich für einige größere Zeitungen als Stimmungsberichterstatter. Dabei lernte ich

äußerlich allerlei, denn heute schrieb ich über eine Fürstenzusammenkunft, morgen über Streikunruhen und übermorgen über die Cholera in Hamburg.“

In Hamburg scheut er sich nicht, gerade aus den Stadtteilen zu berichten, wo die Seuche am schlimmsten wütet. Er hilft, Kranke zu versorgen und Tote zu begraben.

Von Hamburg aus unternimmt er als 26jähriger erstmals Fahrten in die Lüneburger Heide. Er sagt: „Ich, der Großstädter, werde immer traurig, sehe ich ein Dorf. Da sind Grenzen, da ist festes Gefüge, da sind Sitte und Überlieferung..., da hat man Freunde und Gespielen. Alles das haben wir nicht in der Großstadt, sind vogelfrei, wie die Ackermäuser hier im Schnee, auf die der Bussard lauert, haben nicht Stätte noch Heim, wir armen Zigeuner des Asphalts...“

Finanziell und körperlich ist er 1892 völlig am Ende; in Hannover verdingt er sich als Hilfsarbeiter für 2 Mark am Tag und bricht eines Tages wegen körperlicher Überarbeitung und nervlicher Überbeanspruchung zusammen. Trotz der aussichtslosen Lage für eine Existenz heiraten Elisabeth und Hermann Löns im Januar 1893. In der Ehe findet er, der innerlich immer in einer Hochspannung lebt, ein wenig Ruhe und neue Zuversicht. Sicher muß er, seinem Charakter entsprechend, die Ehe auch als Fessel empfinden, und nervöse Heftigkeiten bleiben nicht aus, aber im großen und ganzen sind die ersten Ehejahre harmonisch und glücklich.

Ebenso 1893 wird die Zeitung der „Hannoversche Anzeiger“ gegründet; Löns bewirbt sich, wird freier Mitarbeiter für 5 Pfennig pro Zeile und ist bald eine unentbehrliche Kraft vornehmlich durch seine schnelle Arbeitsweise, da er seine Berichte sofort ins Reine schreibt und stückweise dann gleich in den Satz schickt.

Bekannt wurde er, und reich wurde der Verleger der Zeitung in Hannover und Umgebung durch die Glossen und Plaudereien eines „Fritz von der Leine“, dem Pseudonym Hermann Löns'. Seine Wochenendplaudereien beschäftigten sich mit Stadtangelegenheiten, der großen Politik und den Schwächen der Mitmenschen. (Wir haben jetzt ein kleines Lied; **Neuphilologie**: das einem damals sehr bekannten Volkslied nachempfunden ist; „wenn ich den Wanderer frage: Wo kommst du her – Von Hause, von Hause, spricht er und seufzet schwer..“)

Neuphilologie

Wenn ich den Schutzmann frage:

Wo willst du hin?

»Zur englischen Stunde!«

spricht er mit trübem Sinn.

Wenn ich den Schutzmann frage:

Wo kommst du her?

»Ich ochse Französisch!«

spricht er und seufzet schwer.

Er hat es doch begriffen,

ging's anfangs auch nicht leicht,

er kriegte es doch binnen

und sprach: »Es ist erreicht!«

Und als ich ihn dann fragte:

Parlez-vous français?

verstand er meine Rede

und sagte fröhlich: »Nee!«

Als Redakteur setzt er sich oft gegen die oberste Verwaltung, aber für die Belange der Stadt wie auch seiner Bevölkerung ein, und mehr als einmal steht er im Kampf um seine Meinung vor dem Richter.

Nochein weiteres Lied nach einem bekannten Volkslied: 'Üb immer Treu' und Redlichkeit..“

Und bei Löns heißt die Lebensregel:

Lebensregel

Üb' immer Untertänigkeit

bis an dein frühes Grab,

und weiche keinen Finger breit

vom Magistrate ab.

Sag' immer: »Ja« und dann nur »Nee«,

bist du in Minderzahl,

das schadet nichts und macht sogar

ganz gut sich auch einmal.

Opposition ist pöbelhaft,

nach eigener Meinung geht
kein feiner Mann (kein guter Mensch), im Gegenteil,
das tut bloß ein Prolet.

Drum tue ruhig deine Pflicht,
wie sich's für dich gehört,
vielleicht wirst du Senator dann
und stirbst einst hochgeehrt.

Und jeder, der dein Grabmal sieht,
der zieht den Hut und spricht:
Er tat stets, was man ihm gesagt,
und sträubte nie sich nicht.

Er ward dem Magistrate nicht
zum Ärger und zur Last,
mit einem Wort: er war ein Mann,
wie er aufs Rathaus paßt.

Löns wird durch seine genaue Beobachtung des politischen Geschehens, zu dem er als Journalist verpflichtet ist, ein erklärter Gegner des üblichen Partei- und Parlamentsbetriebes.

Er kämpft gegen das Parlament vor allem deswegen, weil er so wenig inneren Anstand und wahre Redlichkeit darin findet, weil es nicht, wie er sagt, der Ausdruck der Volksseele sei.

Er schreibt:

„...ich glaube, daß innerlich fein und vornehm empfindende Naturen Kandidaturen ablehnen; und darin liegt der Grund zu einem weiteren Niedergang unseres parlamentarischen Lebens, denn schließlich lassen sich nur die Berufspolitiker, gewohnheits- und gewerbsmäßige Dickhäuter mit Wellblechstirnen, Gußeisenmoral und dunkler Wäsche aufstellen; denn Männer, die Wert auf eine reine Weste legen, verzichtend dankend zugunsten solcher Leute, denen es nicht auf einen bekleckerten Ruf und auf ein paar Spritzer mehr auf ihrem abwaschbaren „Everklean-Gemüt“ ankommt, die aus der Politik ihre bürgerliche Nahrung ziehen. Je mehr solche Leute aber in die Parlamente kommen, um so mehr ziehen sich die

besseren Elemente zurück, und zwar nicht nur die moralisch, sondern auch die an Bildung besseren. Das ist schon heute der Fall, und es ist kein Zufall, daß nicht nur der gute Ton, sondern auch das Bildungsniveau unserer Parlamente einen immer tieferen Wasserstand anzunehmen droht.“ ...

Als politisch denkender und schreibender Mensch war er dem Ausland nicht immer sonderlich gewogen, denn das Deutsche Reich war zu dieser Zeit nicht gerade von Freunden umzingelt.

In England sieht er den rücksichtslosesten Feind Deutschlands. (Das offenbart sich nicht erst im Jahre 1911 mit seinem Englandlied.) Schon 1902 empfiehlt er die Boykottierung alles Englischen empört über den Ausfall Chamberlains gegen Deutschland (Joseph Chamberlain britischer Kolonialminister hatte die menschenverachtende Politik der Briten gegen die Buren in Südafrika mit der Politik des Deutschen Reiches von 1870 gleichgesetzt. Es gab damals große Empörung in der deutschen Presse und eine scharfe Protestnote des Reichskanzlers v. Bülow)

.. Dem Künstler und Journalisten Hermann Löns gibt die Großstadt vielgestaltige Anregungen und die Möglichkeit zum Umgang mit anderen Wissenschaftlern, bildenden Künstlern und den verschiedensten Schöngestirnen. Noch mehr jedoch gibt ihm das Hannoversche Land: schnell ist er mit Rad und Bahn im Deister, am Steinhuder Meer, in der Lüneburger Heide und im Harz. Und er nennt mit Bedacht die Provinz Hannover „den schönsten deutschen Gau“. Das Land der Lüneburger Heide bildet fortan den Hintergrund, auf dem fast alle seine nachfolgenden Schöpfungen entstehen, Lieder und Balladen, Tierbilder, Romane, Naturschilderungen und Novellen,

Eine Heidskizze aus dem Jahre 1906:

...Wenn am tauklaren Maimorgen die Birkhähne trommeln und blasen, schmückt die Heide sich mit den silbernen Seidenblumen des Wollgrases; es sieht dann aus, als wäre der Winter noch einmal zurückgekehrt.

Jedes Birkenbäumchen aber straft mit dem leuchtenden Grün seiner jungen Blätter diesen Wahn Lüge, wie auch die Heidlerche, die unter den Wolken hängt und lustig dudelt, als wäre sie berauscht von dem Balsamduft, der aus den Smaragdwellen zu ihr aufsteigt. Das ist die Zeit, in der die ganze Heide singt und klingt...

Ist aber die Heide längst abgeblüht, ist das Silbergrau der trocknen Kelche zu fahlem Graugelb verwittert, dann ist die Heide einsam und still; nur wenige Leute wissen, daß dann die Zeit kommt, in der sie ihr allerschönstes Gewand aus der Lade holt...

Aus schwerem Goldbrokat ist es gearbeitet, grüne Samtaufschläge zieren es, mit goldseidenen Borden ist es durchwirkt und über und über mit glitzernden Diamanten und leuchtenden Korallen benäht. Dichte langwallende Nebelschleier verhüllen morgens ihres Prunkgewandes Pracht, langsam als schäme sie sich der eigenen Herrlichkeit, legt sie einen Schleier nach dem anderen ab, enthüllt erst ihres Braunhaares

Korallenschmuck, ihres Halses Diamantengeglitzer, ihrer Schultern Silberspitzentuch, ihres Gürtel Goldgefunkel, ihres Kleides grünbraunen, scharlachdurchwirkten Faltenfall.“

Deses Stimmungsbild erinnert an die Worpsweder Maler. Löns, der diese sehr verehrte, hat es einmal durchgesetzt, daß einem dieser Maler, Fritz Mackensen, die Titelseite des Zeitungsblattes zur Verfügung stand

Zurück zum Jahr 1898, da ist ein Brief an seinen Freund Apffelstädt überliefert, der zeigt, wie kritisch Löns seinen eigenen dichterischen Produktionen gegenüber war:

„Lieber Appel,

...Besten Dank für die Rücksendung der Sachen, von der Herausgabe habe ich abgesehen, weil der Verleger einen Zuschuß wollte. Mir liegt offengestanden auch nicht viel daran, ob ich herauskomme oder nicht, Was habe ich davon, wenn später im Zukunftsstaat die kleinen Anarchisten die 3 Zeilen auswendig lernen: H. Löns; Lyriker, geb. 29. August 1866 zu Dt. Krone, in der Jugend Anarchist, später Reaktionär, schließlich Nitscheaner, endlich Verteidiger des Satzes: omnia schnuppe mihi kai panta mol egala esti!“ Diese Perspektive reizt mich durchaus nicht: mein zwar leicht aber ungerne verdientes Geld, und wenn es auch nur ein paar Hundert sind, zu Ruhmerwerbszwecken anzulegen? Nein, Atz, kaufen will ich meinen Ruhm nicht. Lieber will ich unberühmt ins Krematorium fahren...

Und während ich die Herausgabe nicht beklage, könnt ich mir heute noch die Glatze vergrößern, wenn ich an den schwarzen Bock denke, den ich am 2. Mai 1897 am Steinhuder Meer überschoß. Ein berühmter Mann hat einmal gesagt: nur der hat was von Leben, der es mit Kleinigkeiten verzettelt...

1901 nach 8 Jahren wird die Ehe zwischen Löns und Elisabeth Erbeck wieder geschieden, sie stand nur zu Beginn unter einem glücklichen Stern; daß sie geistig nicht auf einer Wellenlänge lagen, konnten sie mit ihrer Liebe zueinander ausgleichen; aber leider blieb ihnen der große Wunsch, Kinder zu haben, versagt. Fünf Fehlgeburten muß Elisabeth Erbeck ertragen und überstehen, und da auch mit den Jahren die Zuneigung erlischt, wird der Alltag mit den Banalitäten unerträglich. Gefragt, ob er noch einmal heiraten würde, schreibt Löns:

„Nee, Junge, heiraten? Such mir eine mit derselben Bildung, wie ich sie habe..., die in religiöser Beziehung denkt wie ich, so die Natur liebt wie ich, so die Häuslichkeit wie ich, habe leider nie eine gekannt – so in Wind und Wetter draußen sein mag wie ich, die hübsch an Leib und Seele ist, keine fügsame Knechtsnatur, sondern auch ein ganzer Mensch, die heirate ich vom Fleck, wenn sie mich mag, sonst - nee.“

Er findet diese Frau aber bald: Lisa Hausmann, die junge, so intelligent wie attraktive Redaktionssekretärin an derselben Zeitung, die den Beruf der Journalistin anstrebt, und bereits als Schriftstellerin und Übersetzerin tätig ist.

Löns widmet ihr viele Gedichte, die als „Mein goldenes Buch“ auf dem Markt erscheinen.

Hier zwei kurze Gedichte, die seine seelische Stimmung zeigen, bevor er Lisa kennenlernt:

Musikuntermalung

Nordostwind

Nordostwind pfeift im Moore,
scharf treibt der feine Schnee,
hungrig zieht den Moordamm
entlang ein kümmerndes Reh.

Der Treibschnee zischelt und ruschelt,
verloren die Wege sind,
ich friere in meiner Seele
und eisig pfeift der Wind.

Und dann...

Warm sind die leisen Lüfte,
die Zweige sind blütenschwer,
unstet treibt auf dem Rasen
ein welches Blatt einher

Aus den blühenden Veilchen
stößt es der Wind in den Sand,
so war einst meine Seele,
eh sie die deinige fand.

Kurz darauf erscheinen im selben Verlag erste Jagdschilderungen unter dem Titel, Mein grünes Buch“, um den Verlust, den der Verleger offensichtlich durch den Gedichtband hatte, wieder wettzumachen. Aus der Selbstbiographie: „...Die beste Lehrerin war mir die Heide; ich durchstriefte sie, die Büchse über das Kreuz geschlagen, nach allen Richtungen und wohnte wochenlang in der Jagdbude...“

Lied: **Ich bin ein freier Wildbrettschütz**

Und manches in diesem Buch klingt wie Jägerlatein, wenn es auch keins ist; so die Geschichte vom verschlafenen Rehbock:

„Jeder weiß, wie vorsichtig der Bock ist. Dabei habe ich einmal eine halbe Stunde neben einem schlafenden Gabelbock gestanden, ihn erst angeblattet und ihm dann, als er aufwachte, Guten Morgen gesagt... Aber auch das half nichts; er klappte seine Lichter nur halb auf und pennte weiter. Da setzte ich mich auf den Grabenrand, frühstückte in aller Gemütsruhe, steckte mir dann die Pfeife an und blies den Bock den Rauch in den Windfang, und da erst stand er verdrossen auf und verzog sich langsam und mißmutig...“

Der Jäger

Der weiß es nicht, was Jagen ist,
 der nur im Felde knallt;
 denn Jagen, das ist Pürschen
 im heimlichstillen Wald.
 Und Jagen, das ist Schleichen
 In Heideeinsamkeit,
 und Jagen, das ist Schweifen
 in Moorunendlichkeit,
 ist Harren hinter Klippen,
 ist Lauern an dem Strand;
 wer nur im Feld zu jagen weiß,
 hat nie die Jagd gekannt.

Eine Jagdszene auf einen Birkhahn:

“Wieder läßt der Windstoß vor mir die Zweige klappern: Doch nein, denn das ist - wirklich der Hahn ist es! Ganz deutlich höre ich das. Ich wische die grauen Spinnweben von meiner Seele und erhebe mich. Eilig, aber behutsam schleiche ich voran. Es ist noch sehr grau, aber doch schon Licht genug für meine an Nacht und Nebel gewöhnten Augen. Aber nun muß ich innehalten. Eine blödsinnig geformte Klippe schneidet mir eine alberne Fratze, ein zersplitterter Stumpf streckt gierig seine Hände nach mir aus. lange Bartflechten winken mir höhnisch ab. Um mich herum schleicht das Grauen und versucht, mir bange zu machen. Ich puste ihn den Tabaksqualm in die Fratze, und es verschwindet. -

Weiter weiter mit schnellen leisen Sprüngen über Stock und Stein, Moos und Mulm, Gras und Grus! Halt! Der Hahn verschweigt, hat er mich vernommen? Reitet er ab? Nein, er hat sich nur überstellt. Wie schön

er schleift und wetzt! Ein ganz alter Bursche muß es sein. Und ganz nahe bin ich ihm. Noch ein Sprung, und ich bin unter ihm.

Aber ist er es auch wirklich? Das Frühlicht ist ein gröblicher Schwindler und hat seine Tücken. Ich stiere und starre und weiß es nicht: soll ich schießen? Oder laß ich es bleiben?

Aber jetzt erkenne ich ihn genau, Kopf und Kragen, Schwingen und Stoß sehe ich, und Schnabel und Bart. Das ist einer, der den Schuß lohnt. Aber ob schon genug Licht da ist für Kimme und Korn? Denn mit Hagel möchte ich ihm nicht beikommen. Vorsichtig hebe ich den Lauf und hole mir Himmelslicht - Einstecken und Abziehen muß eins sein.

Darum: eins - zwei - drei! es hat geknallt und ich stehe da und zittere, dass mir die Knie beben - und starre in den Dampf und lausche mit aufgerissenem Mund. Aber dann rauscht und bricht und poltert es, und wie ein Sack plumpst der Hahn vor mir nieder - und hinter ihm stöbern die Federn.

Was ist das? Hat der Feuerstrahl die Dämmerung zerrissen und der Schuß die Stille zerbrochen? Es ist ja auf einmal taghell um mich geworden und die Wipfel sind voll von Goldhähnchengepiepe und Meisengezwitscher. Und über mir steinelt es laut von flüchtendem Rotwild! Und unter der Wand rufen die Raben! Aber der Hahn vor mir liegt so schwarz da, wie die Nacht, und so stumm wie sie. Kein Leben mehr ist in ihm. Ich nehme ihn auf; da geht ein Zittern durch die mächtigen Schwingen, der Stoß hebt und fächert sich - und fällt schlaff zusammen, und aus dem gewaltigen Schnabel tropft es rosenrot in den Schneefleck.

Ich knicke einen Bruch von der Fichte, von der er sein allerletztes Liebestruzlied sang, färbe das Zweiglein rot und stecke es an die Kappe, stecke auch eins dem edlen Sänger in den stummen Schnabel, glätte sein ehernes Gefieder, trage ihn sogleich zur Hütte und hänge ihn an der Fichte auf, so dass die ersten Sonnenstrahlen auf den erzgrünen Kragenedern spielen können.

Ab und zu fällt ein dicker roter Tropfen aus seinem Schnabel auf die bunte Steinplatte unter ihm; seltsam sieht das aus und sonderbar hört sich das an. Einmal will mir so, als habe ich grausam gehandelt.

Aber gibt es wohl einen schöneren Tod, als mitten im Singen zu sterben?"

In seiner Liebe zur gesamten Natur hat Hermann Löns in uns das Verständnis für die Notwendigkeit zur Jagd wiedergegeben.

Der Jäger ist der Heger, nicht der Schiesser; gejagt wird, um die Natur im Gleichgewicht zu halten, nicht aus Lust am Abknallen.

Aber eigenartigerweise sehen wir die Jagd und den Jäger heute immer noch mit Skepsis und einer gewissen Zurückhaltung an, und es ist merkwürdig, daß der Metzger, der irgendwelche Gefühle ja gar nicht hochkommen lassen darf, wenn er für unser Mittagmahl das Tier abschlachtet, besser da steht als ein Jäger.

Das Schießen allein macht den Jäger nicht aus,
 wer weiter nichts kann, bleibe besser zu Haus;
 doch wer sich ergötzt an Wild und an Wald,
 auch wenn es nicht blitzt und wenn es nicht knallt,
 und wer noch hinauszieht zur jagdlosen Zeit,
 wenn Heide und Holz sind vereist und verschneit.
 Wenn mager die Äsung und bitter die Not
 und hinter dem Wilde einherschleicht der Tod;
 und wer ihm dann wehret, ist Weidmann allein,
 der Heger, der Pfleger kann Jäger nur sein:
 Wer bloß um des Schießens hinaus ging zur Jagd,
 zum Weidmanne hat er es niemals gebracht.

Und an anderer Stelle schreibt er einmal: „Der waidgerechte Jäger tötet das Tier schneller und schmerzloser, als wenn es durch Krankheit oder Altersschwäche eingehend bei lebendigem Leib von Krähen zerhackt und von Ungeziefern zu Tode gepeinigt wird. Die Natur ist, fast man sie als Person auf, so roh und grausam, daß die Ausübung der Jagd mild gegen die Art und Weise genannt werden muß, in der höhere Tiere auf die eine oder andere Art ihr Ende finden.“

Von 1903 – 1905 ist er als Redakteur an der Hannoverschen Allgemeine, gleichzeitig arbeitet er als Wissenschaftler an der „Fauna Hannoverana.“

und ab 1905 schreibt er seine Wochenendplaudereien nicht mehr als Fritz von der Leine sondern als Uhlenspiegel in dem Hannoverschen Tageblatt; hier eine seiner Plaudereien - wie immer verkürzt:

Es geht wohl noch.....

Wir saßen in der Elektrischen.
 Die Bahn war proppenvoll,
 wir hofften sehr, daß niemand
 noch zu uns einsteigen soll.
 Doch bei dem nächsten Halt
 flog auf die Wagentür,
 herein stieg eine Dame,

die war so dick wie vier.

Mit ihren zwei Zentnern plumpste
sie mitten auf die Bank,
daß von den Zusammengequetschten
einer gleich in Ohnmacht sank.

Und einer Dame riß sie
in die Bluse ein großes Loch
und sagte dabei verbindlich:
„Ich glaube, es geht wohl noch!“

„Es geht wohl noch.“ Mit dieser schönen Redensart kommt man immer im Leben fort, und mit ihr kann man jede Flegelei, jede Rücksichtslosigkeit, jede Unverschämtheit bemänteln. Es ist genau angegeben, wieviel Sitz- und Stehplätze im Wagen der Straßenbahn sind, aber wenn schon längst der letzte Platz doppelt besetzt ist, so findet sich noch immer ein Mensch, der mit den Worten: „Es geht wohl noch“ auf unsern Krähenaugen Platz nimmt oder sich, vertrauend auf die unumstößlichen physikalischen Lehren von der Schwerkraft und der Wirkung des Keils, zwischen zwei Personen niederläßt, die schon so eng nebeneinandersitzen, wie ein Liebespaar an einem schönen Maiabend auf einer Waldbank, so eng, daß sie, da sie kein Liebespaar sind, absolut keine Seligkeit darüber empfinden.

Machen läßt sich dagegen auf anständige Weise nichts. Alle Leute, die sich mit „Es geht wohl noch“ irgendwo einführen, gehören zu der Sorte, die Quadratschnauzen haben und grobe Stimmen...

„Es geht wohl noch“. Gemütlich sitzt man sonntags in einem überfüllten Restaurant an einem Tisch mit einem guten Freund. Da kommt ein junger Mann, sagt guten Abend und fragt: „Es geht wohl noch?“ Na, passen tut einem das nun eigentlich gar nicht, aber was soll man machen? Der Wirt will verdienen, und so nickt man. Mit dem vertraulichen Gespräch ist es aus, denn der Jüngling hört aufmerksam zu. Mit einmal ruft er, mit seiner Flosse winkend: „He, Schorse, Haanrich, hier is noch Platz!“, und bumms sitzen neben uns noch zwei Jünglinge. Sie rücken mit einem freundlichen „Es geht wohl noch?“ ihre Stühle immer weiter, unterhalten sich so laut, daß man keinen Ton mehr sagen kann, schlagen auf die Tischplatte, daß die Gläser hopsen, legen ihre Ellbogen auf den Tisch, erzählen sich alberne Witze und benehmen sich so, daß der anständige Gast sich schließlich vorkommt, als sei er hier der Eindringling und sich von dannen begibt....

Aber niemals soll man, ist man stark genug dazu, Rüpeleien und Unverschämten ungerügt lassen...

Oder...

Was man sich nicht gefallen zu gelassen braucht, das braucht man sich nicht gefallen zu gelassen.“

Pause

Musik (Beethoven)

1906 zu Weihnachten erscheint der Band „Mein braunes Buch“, und dieses Buch gehört, wie zeitgenössische Kritiker schreiben zu den wichtigsten, literarischen Neuerscheinungen dieses Jahres. – Ich lese jetzt daraus Teile aus der Geschichte „Um die Uhlenflucht“

„Hinter den schwarzen Kanten der hohen Führen verschwand die rote Sonne; ein Weilchen noch war alles Glut und Glanz, Feuer und Flamme, jetzt ist es abgeblaßt in des Ringeltaubers Farben.

Ich habe diese Stunde lieb und vielleicht noch lieber das warme tieftönige Wort, das unsere Bauern dafür erdichteten. Ulenflucht nennen sie die Zeit, wenn der Tag müde hinter schwarze Wälder sinkt und die Nacht heraufschwebt, in den grau-blauen, hellrot gesäumten Mantel gehüllt, den ein einziger großer Funkelstein zusammenhält, der Abendstern...

Es ist ein großes Kunstwerk, dieses Wort...; es gibt heilige Schauer wie die ernsten Bildsäulen der unbekanntenen ägyptischen Meister; es schenkt dem Herzen selige Träume wie eines der großen Werke Böcklins, es trägt mich hinauf zum Himmel und führt mich hinab zur Hölle wie Beethovens hohe Melodien

Beethoven (Untermalung)

Wenn die Uhlenflucht naht, dann werde ich anders in der Stimmung; Heiterkeit verwandelt sich in Ernst, Verdruß in Friedseligkeit, beengtes Denken in unbegrenztes Ahnen.

Nie bin ich im Geiste da, wo ich bin um diese Zeit...

Bin ich draußen im stillen Holz, im einsamen Moor, dann wandelt sich die ferne Waldeswand zur Stadt um, des Kauzes Ruf klingt mir wie das gellende Jauchzen der Fabrikpfeifen, die eines schweren Arbeitstages Ende verkünden, und im Blättergeruschel höre ich Seufzer von Menschen, die der schwarzen Nacht entgegenbangen.

Seltsamen Zauber übt diese Stunde auf mich aus. Gestern um diese Zeit, zwischen frohen Gesichtern im festlichen Saal, da waren meine Augen auf einmal weit weg. Ich hörte die Maus im Fallaub pfeifen, sah die weißen Motten tanzen, und die schweren Fledermäuse taumeln, hörte es um mich herum rispeln und rascheln, knistern und knirren.

Da, wo ich heute bin, waren meine Gedanken, in diesen stillen Wald zogen sie, wo die Schlummerstunde nahte mit leisem Tritt und Tag und Nacht die Hände gab, die eine heranziehend, den andern mit sich fortnehmend, beide verbindend und trennend.

Nicht der Sonnentod ist es, der mir dann das Herz weit macht; die Viertelstunde nachher, die blaßgraue, liebe ich mehr, mit ihren leisen, langsamen Übergängen; wenn alle Umrisse sich verwischen, alle Einzelheiten vergehen, wenn die Kleinigkeiten die Augen nicht mehr stören und das Herz dem großen Eindrücke sich öffnen kann...

Nur deshalb liebe ich die Jagd so. Nichts bringt uns der Natur so nahe wie diese Viertelstunde zwischen Tag und Nacht, und nur die Jagd ist es, die uns dazu erzieht, diese kurze Spanne Zeit zu verstehen in ihrer großen Feierlichkeit, in ihrer geheimnisvollen Andacht....“

Nach der Veröffentlichung des „Braunen Buches“ schreibt er seinem Freund Apffelstädt in seiner burschikosen Art:

Lieber Apffelstädt,

es freut mich sehr, daß Dir das Büchel gefällt. Ich wurde seit Jahren vom Publika gedrängt, so etwas zusammenzustellen, hatte aber immer wenig Zeit und Lust, und so habe ich es dann Ende Oktober eilsamst zusammengestoppelt und noch schnell Jörn, Teufelswerk und die Rote Beeke dazugepinselt....“

„Die Rote Beeke“ ist eine Novelle über Karl, den Sachsenschlächter, wie er von vielen genannt wurde, und den Löns aus tiefstem Herzen gehaßt hat. Wir nennen ihn auch Karl den Großen...

Die **Sachsenkriege** Karls des Großen begannen im Sommer 772 mit der Zerstörung der Irminsul (der allumfassenden Säule) und einem Feldzug gegen den heidnischen Stamm der Sachsen, um diese zu christianisieren. Im Jahre 782 wurden 4.500 gefangene Sachsen beim Blutgericht von Verden ermordet. Diese Bluttat gegen das germanische Brudervolk brachte Karl dem Großen den Beinamen *Sachsenschlächter* ein.

Zu diesem Thema hat Löns nicht nur die Novelle sondern auch eine Ballade geschrieben

Das bunte Lied

Die Heide riecht nach Menschenblut
 und riecht nach Todesschweiß,
 und blutig ist des Baches Flut,
 und geht so träg' und leis';
 und ging am Morgen flink und laut
 und ging so hell und klar,
 viel guter Männer rotes Blut
 hinein geronnen war.

Und Kaiser Karl sitzt stumm und still,
 sein Angesicht ist blaß,
 der Blutdunst nicht vergehen will,
 es qualmt das Räucherfaß;
 nach Todesangstschweiß riecht die Luft,
 der Wind weht Blutgeruch,

es weht zum Kaiserzelt hinein
eines ganzen Volkes Fluch.

Vom Lager weht der Wind heran
Gelächter und Gesang,
ein blonder Sachsenfiedelmann
ergötzt mit Geigenklang
und Schelmenlied das Frankenvolk.
Der blasse Kaiser winkt,
die Wache eilt, zum Kaiserzelt
den fremden Mann sie bringt.

Der steht und starrt auf all die Pracht
und blicket blöd' und dumm,
der Würzwein hat ihn blind gemacht,
ein Lächeln geht rundum;
der Kaiser winkt, der Fiedler stellt
sich nach Gewohnheit hin,
Bein über Bein, den Kopf geneigt,
die Fiedel an dem Kinn.

Die Fiedel singt, die Fiedel klingt,
als wenn im grünen Hag
aus allen Zweigen lustig springt
der bunten Finken Schlag;
Der Todesschweißgeruch zerfliegt,
der Blutdunst ist zerweht,
um Kaiser Karels dunkle Stirn
ein heller Schimmer geht.

Die Fiedel singt, die Fiedel klingt,
es lacht des Spielmanns Mund,
ein Liebessehnsuchtslied er singt,
das klingt so weh und wund;

des Kaisers Augen werden mild,
er winkt, der Schenk gießt ein
und reicht dem blonden Fiedelmann
den Kelch mit rotem Wein.

Der dankt und trinkt, die Neige rinnt
blutrot ihm auf die Hand,
er starrt drauf hin und sinnt und sinnt,
der Nachtwind singt im Land;
Der Spielmann wirft den Kopf zurück,
seine Lippen werden hart,
mit hasseheißem Racheblick
in die leere Luft er starrt.

Die Fiedel schreit, die Fiedel kreischt,
es lacht des Spielmanns Mund,
ein sonderbares Lied er spielt,
ein Trutzlied, kraus und bunt,
das Lied, das sich das Sachsenvolk
erfand in seiner Not,
ein Lied voll Wut und Mut und Glut
und wie die Flamme rot.

Die Fiedel schreit, die Fiedel kreischt,
und röchelt und stöhnt,
sie murret leise vor sich hin
und spottet und höhnt;
ein jeder Ton ein Jammerschrei,
jedweder Klang ein Fluch;
der Kaiser winkt mit matter Hand:
»Genug, es ist genug!«

Über die Heide geht der Wind
wimmernd hin und her,
in seinem Zelte sitzt und sinnt

der Kaiser, sein Herz ist schwer;
 das Lied, das Lied, das bunte Lied,
 es schafft ihm arge Pein:
 er weiß, an seinem Sterbetag
 wird es wieder bei ihm sein.

Wie schon gesagt, hatte sich Löns in jungen Jahren der sogenannten Moderne zugewandt; sie war aber ja doch eigentlich mehr ein Kind der Großstadt, und wurde darum mal im positivem, mal im negativen Sinne auch Asphaltichtung genannt.

Aber je weiter man sich von der Natur entfernt, desto intensiver ist wohl oft die Rückkehr; die Rückkehr zur Natur war damals geradezu wiederum eine Revolution, man denke neben Löns auch an die Worpsweder Kunstmaler, die Einrichtungen von Schrebergärten und Laubenkolonien, und besonders die Wandervogelbewegung, die damals sicher eine größere Revolte gegen den Zeitgeist war als zu unserer Zeit die 68er.

Und es entstand eine Heimatkunstbewegung

Löns setzt sich sehr für diese neue Kunstrichtung ein, obwohl er wie kaum ein anderer auch ihre Schattenseiten sieht.

Der Biograph Wilhelm Deimann schreibt: „So verfluchte er die vielen flachstirnigen Mächtgern und Heimatpöplein; während er selbst dafür kämpfte, den Heimatgedanken zum Volkstumsgedanken zu erheben und ihn im politischen Denken zu verankern. Mit beiden Beinen stand er fest auf der Heimaterde, der er alle Lebens- und Schaffenskraft verdankte, aber im Kopf war er darüber.“

Löns kämpft an zweifacher Front, auf der einen Seite gegen die kulturelle Überfremdung Deutschlands; zu seiner Zeit ist es hauptsächlich die franz. Zivilisation (aber er hat sogar damals schon vor der Amerikanisierung Deutschlands gewarnt) – auf der anderen Seite gegen die heimatliterarische Kleinstaaterei.

„Diese mißverstandene Heimatbewegung,“ sagt Löns, „gezüchtet von niedersächselnden oder bajuvarisierenden Literaturdemagogen und Geschäftehubern, richtet mit ihrem Partikularismus nur Schaden an, indem er in seiner kirchturmpatriotischen Engbrüstigkeit Stacheldrahtzäune zwischen die deutschen Sprachgefilde zieht und Schranken errichtet...Die Kunst, die nur Heimatkunst ist, ist kleiner Art. Hohe deutsche Kunst ist alldeutsch.“

Er kämpft wie die Brüder Grimm zu ihrer Zeit um die deutsche Seele und ruft zu einer nationalen Kulturbewegung auf. Seine künstlerischen Schriften sind zugleich Kampfschriften gegen Entfremdung von der Natur, gegen die Überindustrialisierung, gegen den von Berlin ausgehenden Geld- und Asphaltgeist

Die Hauptfigur seines Romans „Das Zweite Gesicht“, den Kunstmaler Helmold Hagenrieder läßt Löns sagen: „In diesem Koofmichzeitalter ist die Kunst kein solides Lebensfahrzeug, die Kunst ist Ware geworden. Ich male ein Bild mit Hirn und Herzblut und dann kommt irgendein fremder Kerl und kauft es, und ich und mein Volk haben das Nachsehen. In dieser barbarischen kulturlosen Zeit, in diesem exakten Präzisionszeitalter, wo alles Wertvolle seinen festen Barwert hat, führt die Kunst nicht mehr, sondern sie schachert, sie ist nicht mehr Königin, sondern Konfektioneuse, dient nicht dem Volke, sondern dem Kapital. Uns bildenden Künstlern von heute fehlt jede Fernwirkung; ein kleiner Zeitungsschreiber wirkt weiter als der größte Maler. Alles verhunzt uns dieses Jahrhundert der Schachermachai: Kunst, Liebe und Leben. Man existiert, aber man lebt nicht...“

Und Löns kämpft gegen die, nach seiner Meinung, von diesem materialistischen Geiste importierten ausländischen Kultureinflüsse.

In einem Aufsatz „Kalte Kunst“ aus der Nachlaßsammlung „Gedanken und Gestalten“ sagt Löns über den Unterschied zwischen Deutschland und Frankreich: „Besonders stark tritt der Unterschied in der Kunst hervor, so stark, daß jene Leute, die das Irrwort von einer internationalen Kunst erfanden, allein durch die Tatsache leicht abzuführen sind. Es gibt keine internationale Kunst; alles mögliche kann international sein, nur Kunst nicht., denn Kunst ist in ihrer primitivsten Form wie in ihrer höchsten Verfeinerung immer etwas Nationales, sogar das Nationalste des Volkes, und wenn sie auch bei einem hochzivilisierten Volke einzelner Menschen, der Künstler, privatpersönliches Werk zu sein scheint, ist das nur scheinbar der Fall: der Künstler ist das Werkzeug, mit dem sein Volk Kunstwerke schafft.“ Und der Biograph Wilhelm Deimann fügt hinzu: „Wenn Löns erklärt, es gibt keine internationale Kunst, denkt er dabei, wie sich von selbst versteht, nicht an den Wirkungsbereich, sondern an die Werdegeseetze wahrer Kunst.“

Mit der Heimatbewegung war der Naturschutzgedanke unzertrennlich verbunden; wobei Löns in keiner Weise einer Wildwuchsnatur das Wort spricht: „Es ist die Frage,“ sagt er, „was in der Tat schöner ist, eine Einöde, die auf einer Geviertmeile keine zehn Menschen ernährt, oder die fruchtbar gemachte Scholle, die Hunderten Nahrung bietet.“ Für die Menschen sollten Naturschutzgebiete eingerichtet werden; das Heideschutzgebiet am Wilseder Berg ist auch das Werk vom Hermann Löns.

Er schreibt: „Eine Macht muß die Naturschutzbewegung werden, eine solche Macht, daß die Industrie, der Handel und der Verkehr, der Ackerbau und die Forstwirtschaft mit ihr rechnen müssen. Unsinnig wäre es, dem gesunden Fortschritt in die Weichen zu fallen... vielfach hat man aber ihm zu liebe sich in ganz unnützer Weise an der Natur versündigt, und wenn wir sie nicht hindern, solche Sünden weiter zu begehen, so werden wir vielleicht heute Hohn und Spott ernten, die Nachwelt wird uns aber danken. Deshalb werden wir uns nicht scheuen, den Vorwurf auf uns zu laden, wir seien Schwärmer und Reaktionäre, Feinde des Fortschritts und ohne praktischen Blick... wir wollen verhindern, daß der große Volksgesundheitsbrunnen verschüttet, das heilige Seelenbad verunreinigt werde, unsretwegen und unserer

Nachkommen halber, weil wir wissen, daß Naturschutz gleichbedeutend ist wie (Rasseschutz) (Volksschutz).

Lied Volkslied 'Alle Birken grünen in Moor und Heid'

1907 siedelt die kleine Familie, inzwischen ist das einzige Kind, der Sohn Dettmer, geboren, nach Bückeberg um; Löns hat den Ruf bekommen, die gesamte Leitung der Schaumburg-Lippischen Landeszeitung zu übernehmen, und ihn reizt die Aufgabe, in einem kleinen Rahmen große journalistische Arbeit zu leisten; in seinem Idealismus übersieht Löns die Schwierigkeiten, die darin liegen, daß er Berichterstatter, Kritiker und Schriftleiter in einer Person ist und auch die geschäftlichen Dinge noch zu erledigen hat. Nur 14 Tage Urlaub im Jahr sind ihm zugestanden, die er wegen der vielen Arbeit auch nicht immer einhalten kann. Die Wochenendplaudereien für die Zeitung in Hannover gehen vertragsmäßig weiter.

Löns hat sich bei „seiner“ Zeitung ein hohes Ziel gesetzt, sie soll in etwa eine Fortsetzung der Schule sein, von ethischen Gedanken getragen und mit politischem Ernst gelenkt.

Er will sie anders als die übliche Presse, die er so beschreibt:

„Es steht viel zu lesen in diesen Blättern, erschrecklich viel. Da wird jede Greuelthat mit allen ekelhaften Einzelheiten erzählt, jeder Klatsch wird breitgetreten, jeder schmierigste Prozeß in behaglicher Länge den Lesern vorgeführt. Da ist kein politisches Gerücht so dumm, als daß es nicht umständlich besprochen würde, um morgen umständlich widerrufen zu werden. Sucht man in diesen Blättern eine ehrliche Meinung, nach einem festen Grundsatz, so kann man lange suchen. Gestern gab sich das Blatt eine sittliche Färbung, heute strotzt es von billigem Patriotismus, aber morgen berichtet es über die abscheulichsten Dinge, und übermorgen schwelgt es in törichter Ausländerei.“

Die an sich fürstlich-konservative Haltung des Blattes in Schaumburg-Lippe hinderte ihn nicht, massive soziale Forderungen zu stellen und vieles in der privatwirtschaftlichen Verwaltung anzugreifen; was ihn im Laufe der Zeit nicht beliebter machte und dann auch zur Entlassung führen wird.

Ungeheuer fruchtbar sollen aber diese Jahre in Bückeberg werden. Er entfaltet die größte Kraftanspannung seines Lebens als Künstler, als Wissenschaftler, als Journalist, als Essayist. Doch wir werden sehen, daß sich das auf sein sensibles Nervenkostüm nicht positiv auswirken wird.

In den drei Jahren Bückeberger Zeit wird Löns zum erfolgreichsten Tierdichter der deutschen Literatur; es trifft bei ihm ja dafür alles Wesentliche zusammen; der Fachmann der Zoologie; der Jäger und Heger, die große Liebe zu Flora und Fauna...

Löns vertritt die Ansicht, die Tierliebe und damit auch die Tierdichtung sei am tiefsten in der deutschen Seele zu Hause: „Der alte Junggeselle mit seinem Hund,“ sagt er, „die alte Jungfer mit ihrer Katze, lächerliche Figuren sind sie in der Welt. Aber jede Lächerlichkeit ist nur eine umgekehrte Erhabenheit, eine verkehrte Großartigkeit, und die ins Abgeschmackte gehende, übertriebene Tierliebe von Menschen, die kein Menschenherz fanden auf ihrem einsamen Wege, sie ist das Widerbild des schönen deutschen Zuges, auch im Tier daß fühlende Wesen zu achten und zu lieben....Eine Tierliebe, wie die deutsche, gibt es meines Wissens auf der Welt nicht wieder.“

Nun es gibt so'ne und solche Naturliebhaber auch unter den Deutschen und auch bei Löns: Z.B.:

DER ZWECKMASSIGE MEYER

Meyer schwärmt sehr für die Natur, oder vielmehr, wie er sagt, für Natur, und zwar aus verschiedenen Gründen.

Einmal, weil dieser Sport billig ist, denn Meyer ist für das Billige; zweitens, weil er bekömmlich ist, denn Meyer ist für das Bekömmliche; drittens, weil Meyer eine bedeutende naturwissenschaftliche Bildung hat, denn er hat Primareife, ein Vergrößerungsglas, einen ziemlich richtig gehenden Laubfrosch und ist Mitglied des Kosmos.

Infolgedessen ist für Meyer die Natur eine leicht erklärbare Sache. Meyer und ich gehen oft aus; Meyer redet, und ich höre zu; Meyer erklärt, und ich versuche zu folgen; Meyer lehrt, und ich stelle schüchterne Fragen; wenn er sie nicht beantworten kann, erklärt er sie für zu seicht, als daß er darauf eingehen könnte.

Auch gestern nachmittag drei Uhr hatten wir uns zu einem Spaziergang nach auswärts verabredet, weil dort, sagt Meyer, die Natur noch natürlicher sei als bei der Stadt, wo die Kultur schon so tief hineinschneide, daß man die Gesetze derselben nicht mehr bequem erkennen könne.

Meyer zeigte mir eine Pflanze' die er Wasserhahnenfuß, *Batrachium*, nannte: «Sehen Sie» sagte er, „würde dieser Graben fließen, so würde diese Pflanze lauter untergetauchte, aber keine schwimmenden Blätter haben. Da das Wasser aber steht, so bringt sie es zu letzteren. Das ist das Gesetz der Anpassung, das Darwin entdeckt hat.»

„Stimmt“, sagte ich „es ist dasselbe, als wenn man einen Anarchisten aus den bewegten Wellen des Proletariats in die ruhigen Verhältnisse des Kapitalismus bringt; schon nach fünf Bierminuten wird er konservative Blätter treiben.»

«Das ist Unsinn», sprach Meyer, „geben Sie mir lieber eine Zigarre!“ Ich gab sie ihm, und er fuhr fort: „Sehen Sie», sagte er, indem er sich Nacken, Hals und Backen kratzte, „die Mücken, die sind so lästig, und es könnte scheinen, als sei hierin die Natur nicht zweckmäßig. Aber bedenken Sie, wovon sollten die Vögel leben, wenn die Mücken nicht wären? Und stechen tun nur die Weibchen, die Männchen nicht, weil sie keine Eier zu legen brauchen, und so zeigt sich wieder die absolute Zweckmäßigkeit der Natur,»

«Die Hühner legen auch Eier», wandte ich schüchtern ein, «sie stechen aber nicht; wie erklären Sie das?»
Er verzichtete darauf.

In diesem Augenblick huschte eine Waldmaus vorbei: „Haben Sie die Maus bemerkt?“ Ich hatte es. «Wie unzweckmäßig erscheint auf den ersten Augenblick der lange Schwanz. Aber schneiden Sie ihn ab, und die Maus ist nicht mehr imstande, so geschickt zu lauten, weil sie sich nicht mehr im Besitze des für die Entwicklung einer größeren Schnelligkeit nötigen Gleichgewichtes befindet. Ist das nicht überaus zweckmäßig?»

Ich wollte zwar einwenden, daß ich es durchaus nicht für zweckmäßig hielte, einer Maus den Schwanz abzuschneiden, um dessen Zweckmäßigkeit zu beweisen, aber Meyer bemerkte gerade, daß es sieben sei, und um acht müsse er zu Hause sein. Er verschob daher weitere Erörterungen auf das nächste Mal. Ich freue mich schon darauf.

Von Meyer zur Familie Müller

Die Familie Müller hat viel Sinn für die Natur, was sie dadurch beweist, daß sie vier ganz große Goldfische in einem ganz kleinen Glase hält, so daß die unglücklichen Tiere sich allmählich alle Schuppen aneinander abgerieben und sich Maulatmung angewöhnt haben; ferner besitzt man einen Kanarienvogel, der zwar nicht singt, aber dafür ab und zu ein taubes Ei zur Welt bringt. Früher hatte man auch weiße Mäuse gezüchtet; aber als sie einmal ausbrachen und Zweigniederlassungen in den anderen Stockwerken gründeten, hatte der Hauswirt, ein Mann ohne jedes Verständnis für zoologische Bestrebungen, mit der Kündigung gedroht, falls die weiße Mäusezucht fortgesetzt würde. So begnügt man sich mit den vier Goldfischen, der kanarischen Legehennen und dem Getier, das man bei Ausflügen erwischte, füttert heute eine junge Singdrossel mit eingewässertem Schwarzbrot ins Jenseits, setzt morgen einen Wasserfrosch in das Goldfischglas und wundert sich Stein und Bein, wenn er am anderen Morgen ertrunken ist, und erfreut sich übermorgen an dem Gezappel einer Eidechse, die Hans in der Schule gegen einen Haufen Briefmarken als junges Nilkrokodil eingetauscht hatte, und war maßlos erschüttert, als sie am nächsten Morgen als Wasserleiche auf dem Grunde der Glaskrause lag und trotz aller Wiederbelebungsversuche nicht mehr auferstand. Trotz aller dieser Mißerfolge blieb man aber unentwegt der zoologischen Liebhaberei treu.

Die berühmteste Lönssche Tiergeschichte ist wohl „Mümmelmann“

Einem Freund gegenüber kündigt er das Buch ihm brieflich so an:

...Ich komme in einigen Wochen mit einem Bändchen Tiergeschichten, ernste und heitere heraus.. Es ist manches drin, was nicht erster Art ist, aber ich denke, es wird Ihnen auch manches gefallen. Meine Tierkunde habe ich teuer erkaufte. Fuchsanstand und Saupassen bei 12 bis 14 ° unter Null verschafften mir eine klassische Interkostalneuralgie. Nun, für Nichts ist Nichts, und könnte ich sie durch Aufgabe meiner Erinnerungen loswerden, ich glaube, ich täte es nicht..“

Das Buch „Mümmelmann“ beginnt mit einem Gedicht:

Höret

Es gibt nichts Totes auf der Welt,
hat alles sein Verstand,
es lebt das öde Felsenriff,
es lebt der dürre Sand.

Laß deine Augen offen sein,
geschlossen deinen Mund
und wandle still so werden dir
geheime Dinge kund.

Da weißt du, was der Rabe ruft
Und was die Eule singt,
aus jedes Wesens Stimme dir
ein lieber Gruß erklingt.

Hier nun ein Beispiel aus dem Band „Mümmelmann“ - leider wie immer gekürzt:

„Hausfriedensbruch“:

Hermann Löns läßt uns an einem Streitgespräch zwischen dem Starenpaar Watscheline und Dickkopp und einem Spatz teilnehmen. Das Starenpaar hatte sich nach langem Hin und Her entschlossen, seine Wohnung vom Wald in die Stadt zu verlegen, die neue Behausung wird ihnen jedoch nach kurzer Zeit von dem frechen Spatz streitig gemacht, in dem er sie einfach besetzt:

„...Während ihr Mann Dickkopp erst einmal vom „höheren“ Standpunkt überlegte, was zu machen sei, fuhr Watscheline wie wild auf den Eindringling los:

„Sie, was soll das heißen? Was fällt Ihnen denn ein? Was machen Sie da?“

„Ich sitze hier, wie Sie sehen“, sagte der Spatz, und seine Augen funkelten höhnisch...

„Solche Unverschämtheit“, zeterte Watscheline los, „er sitzt da in anderer Leute Wohnung. Machen Sie, daß Sie da herauskommen, oder ich bringe Ihnen Manieren bei.“

„Sie haben ja selbst keine übrig,“ ödete der Sperling, „behalten sie das bißchen man alleine; ich will Sie nicht berauben.“

„Mann, Vater“, schrie Watscheline, „hast du das gehört? Das ist doch zu frech! So ein Prolet! Schmeiß ihn raus, Dickkopp!“

„Dickkopp ist gut“, sprach der Spatz, „Dickkopp ist schön, Dickkopp kann so bleiben.“

„Lümmel!“ dachte Dickkopp, aber da er wußte, daß mit solchen Asphaltproleten schlecht anbinden ist, versuchte er es erst mit Güte.

„Entschuldigen Sie, Herr Sperling“, begann er höflich, „das ist unser Haus.“

„Ihr Haus? So? Ich dachte, es gehört dem Doktor!“ fragte trocken der Spatz „haben Sie es gemietet oder gekauft? Und gleich bar bezahlt? Oder was?“

„Wir haben es vom Frühjahr an mit Erlaubnis des Besitzers bewohnt und darin zweimal gebrütet und haben so ein historisches Recht darauf.“

„Historisches Recht ist gut“, meinte der Spatz, „das sagte die Katze auch, als sie die Maus fraß. Jetzt bewohne ich es mit Erlaubnis des Besitzers und beanspruche ebenfalls ein historisches Recht, denn meine Frau wollte schon früher darin brüten, und auf einmal waren Sie da.“

„Hätten wir das gewußt, so wären wir zurückgetreten;“ meinte Dickkopp höflich. „Sie hätten sich nur zu melden brauchen. Aber ich denke, wir einigen uns. Wir haben uns nun so an das Haus gewöhnt. Wir verreisen jetzt bis zum März, solange können Sie darin wohnen.“

„Danke schön, sehr liebenswürdig, zu viel der Güte“, höhnte der Spatz.

Dickkopp stieg die Wut in die Augen, aber er bezwang sich noch: „Und im März treten Sie es dann wieder an uns ab, nicht wahr, Herr Sperling?“

„Dieses nicht, sondern nein“, meinte der.

„Ja, aber zu Donnerkeil“, schrie Dickkopp, dem die Sache zu dumm wurde, „sind Sie denn verrückt?“

„Ich nicht, Sie vielleicht?“ tönte es zurück.

„Heraus mit Ihnen, oder ich mache Ihnen Flügel!“

„Danke, habe selber welche!“

„Wollen Sie heraus oder nicht?“

„Ich ziehe das letztere vor!“

Wütend hackte Dickkopp von oben nach dem Frechling, der aber kannte das und zog den Kopf zurück ...“

Oder der Kampf zweier Hirsche in der Brunftzeit aus der Geschichte: „Der letzte Schrei“

„...Der Zwölfender schöpft aus dem Wasserloche, legt dann das Geweih in den Nacken und schreit dem anderen Hirsche seine Antwort zu; Mut, Wut und Verachtung liegen darin. Von drüben kommt rollend und grollend die Erwidern. Hinüber und herüber rufen sich die beiden Hirsche Grobheiten zu. Voll und rund schreit der Zwölfender; rau und hart der andere. Hinter dem Nebel dröhnt es. Das Haupt eines geringen Hirsches steht über dem Nebel. Dünn schreit er und trollt, toll vor Brunftfieber heran. Sofort wendet der Platzhirsch und rennt ihm entgegen. Der Achtender verhofft einen Augenblick, dann macht er eine Wendung und versucht dem anderen die Flanke abzugewinnen. Doch der alte Kämpe fängt den Stoß ab, laut prasseln die Geweihe aneinander. Einige Augenblicke lang schieben sich die Hirsche hin und her. Da

macht der Zwölfender einen kurzen schnellen Dreher mit dem Geweih, ein häßliches Krachen folgt darauf. Der Achtender bricht in die Knie und stürzt dann längelang hin. Der andere hat ihm das Genick abgedreht...“

Anders ist es bei den Libellen, den Wasserjungfern – wie Löns sie nennt:

„Es lohnt sich für den, der Augen hat, sich an Schönem und Prächtigen zu freuen, auch wenn es fein und klein ist.

Dieses Tierchen hier mit den silbernen Flügeln, jeder vor der Spitze zierlich gefleckt, und dem rubinroten, goldgrün endigenden Leibe, es hat soeben mit den rotfunkelnden Augen eine Blattlaus erspäht und sie mit Behagen verspeist. Jetzt putzt es sich die Kiefer und die Taster und flattert dahin, wo schon ein halbes Dutzend Männchen ein Weibchen umbalzen. Zierlich, wie die Tiere selbst, sind auch ihre Liebeskämpfe; ein bißchen zorniges Flügelgeruschel, ein klein wenig Anrempelei, dann ist das Duell zu Ende, der Besiegte flattert weiter, ein anderes Weibchen zu suchen, und der Sieger müht sich um seine Schöne, bis sie so will, wie er es meint.

Musik (Liebestraum) Untermalung: Seltsam ist die Liebe der Libellen, ganz seltsam. Mit den Beinen fast das Männchen das Weibchen am Rückenschild, und wenn es ihm nicht mehr entgehen kann, dann packt die sonderbare Zange, die es am Ende des Leibes trägt, den ersten Bruststring des Weibchens. Hin und her schiebt der Leib des Männchens das Weibchen, heftig flattern beide, aber schließlich wird das Weibchen von der Erregung des Männchen angesteckt, es krümmt den Hinterleib nach unten, schiebt ihn unter seinen Beinen her, nähert das Ende seines Leibes der Brust des Männchens und vereinigt sich mit ihm. ...

Eine Wolke richtet sich vor die Sonne; mit einem Schlage ist das Geflirre und Geblitze zu Ende. Matt, der Kraft beraubt, fallen die zierlichen Tiere auf die Blätter und bleiben an den Halmen haften, den Leib waagrecht ausstreckend und seine Farbenpracht mit den Flügeln verhüllend...“

In den Tiererzählungen kann Löns seiner Vorliebe für Wortspiele, Ton- und Lautmalerei freie Bahn lassen. So schildert er z.B. die Clowns des Waldes, die Häher folgendermaßen:

„...Auf der blumigen Waldwiese sitzt ein halbes Dutzend Häher. Das schwatzt, das klatscht, hüpf und springt, tanzt hin und her, spreizt die Hollen, nickopt und dienert, schaut ernst drein, hopst albern in die Höhe, schnappt den fliegenden Käfer, scharrt im Grase, hämmert an einem Baumstumpf, wetzt an einem Steine, quiekt, schnalzt, quarrt, schnarrt, ratscht und tratscht, miaut und flötet, daß der Jäger, der hinter der Eiche steht, vor Lachen kaum ruhig bleiben kann...“

Auch sein erster großer Roman entstand in Bückeberg, darüber wieder ein Abschnitt aus seiner Selbstbiographie:

„...Ich hatte bei all den schönen Versprechungen, die man mir (in Bückeberg als Leiter der Zeitung) machte, nicht geahnt, daß hier außer Setzen und Zeitungstragen der Redakteur beinahe alle anderen Arbeiten zu tun hat, die es bei einer Zeitung gibt...

Ich bekam Sandhunger, Heidhunger, Heißhunger auf meine Heidbauern. Mitten in einem Übermaß von Arbeit und Ärger stand die Figur des „Hansbur“ vor mir, stieß mich, der ich vor Überarbeitung und Erkältung kaum stehen konnte, an den Schreibtisch, und kalt und ruhig, als schrieb ich an einer trocknen zoologischen Arbeit, schrieb ich zwischen Leitartikeln über die Finanzreform und Berichten über Hoffestlichkeiten, das Leben eines Heidbauern hin, der in einer Zeit lebte, die ich nur aus dem Mund ganz alter Leute kenne und aus Sprüchen und Schnörkeln, die auf den alten Schoppen und Tellern stehen, die ich auf meinen Pürschgängen in der Heide geschenkt bekam. Ohne es zu wollen, fand ich für den Stoff auch den Stil. Die einzig wirklich frohe Minute, die ich hier im Lande erlebte, war, als die Schriftstellerin Lulu von Strauß und Torney mir sagte: „Was mir an dem Roman nicht gefällt ist, daß ich ihn nicht schrieb.“

Die Lehmlandschaft und die unglückliche Stellung in Bückeberg waren vielleicht nötig, daß ich dazu kam, zu glauben, daß ich etwas kann. Meine große Angst, eher sterben zu müssen, ehe ich etwas wirklich Wertvolles geleistet habe, ist jetzt zum Teil verschwunden, denn ich glaube, daß „Der letzte Hansbur“ Bestand haben wird. Ich darf das getrost sagen, denn mir ist, als hätte ich nur niedergeschrieben, was mir jemand über die Schultern diktierte; es erscheint mir eigentlich unmöglich, daß ich, der ich täglich mindestens acht Stunden an der Zeitung arbeite, in 12 Tagen, freilich mit halben Nächten, den Roman schrieb.

In ihm wehrt sich ein Mann gegen sein Geschick...es tritt die Absicht zutage, der weichlichen Folgerung, die so viele modische Schriftsteller aus der Vererbungstheorie ziehen, das Gegenteil entgegenzusetzen, nämlich Menschen zu zeichnen, die mit sich selber und dem, was man Schicksal nennt, den Kampf aufnehmen...“

An dieser Stelle endet die Selbstbiographie, er schrieb sie ja 1910, aus der ich aber nur Ausschnitte verlesen habe.

Seiner Entlassung aus der Bückeberger Stellung gibt er in einer Glosse die nötige Ergänzung:

„Duodez“ sind Zwergstaate 340 qkm (mehr als 10x so groß wie Monako

Wenn man von Köln nach Berlin fährt, dann erblickt man kurz hinter Minden plötzlich blau, weiß und rot angestrichene Grenzpfähle, und wenn man seine Reisegefährten fragt: „Was ist denn das?“ so erhält man die Antwort: „Och, das war eben Schaumburg-Lippe!“

Das Fürstentum ist nämlich sehr klein, doch wird seine Kleinheit von böswilligen Leuten vielfach stark vergrößert. So ist es z.B. nicht wahr, daß alle Kegelbahnen im Lande gekrümmt seien, weil sie sonst innerhalb der Landesgrenzen keinen Platz finden würden;

dagegen ist es Tatsache, daß man von der Residenzstadt, die den ebenso schönen wie ungemein treffenden Namen Bückeburg führt, nach keiner Richtung über eine Stunde weit gehen kann, ohne sich im Ausland, d. h. in Preußen zu befinden...

Schaumburg-Lippe gilt als ein sehr schönes Ländchen, und zwar mit vollem Rechte, denn man kann von da aus sehr hübsche Fußwanderungen in die benachbarten zu Preußen gehörigen Berge machen. Man kann sich auch sehr leicht zurechtfinden. Wo Touristenzeichen und Wegweiser sind, da ist man in Preußen; wo nur Warnungstafeln sind, in Schaumburg-Lippe.

Außer den Warnungstafeln, die die hauptsächlichste Sehenswürdigkeit des Landes bilden, denn auf keinem Fleck der Erde gibt es so viele auf so wenig Land, ist die zweitbedeutendste die Geflügelzuchtanstalt des Prinzen Hermann, von bösen Leuten Geflügelunzuchtanstalt genannt; denn seitdem es seiner hochfürstlichen Durchlaucht nicht gelang, Hühner in Landesfarben, Wasserpfauen und krähende Enten zu züchten, ist es ihm gelungen, dadurch, daß er allen Rassen eine vollkommene Promiskuität (eine schrankenlose Vermischung) in Gnaden gewährte, die edelsten Schläge in wenigen Generationen wieder zum einfachen Durchschnittslandhuhn zurückzuführen, ein Verfahren, daß in der Hühnerzucht einzig dasteht. Fernere Sehenswürdigkeiten sind ein Hofsozialdemokrat, zwei Hofzwerge und unzählige Hoflieferantenschilder. Mag es ein Kaufmann oder Gewerbetreibender noch so geschickt anstellen, Hoflieferant wird er doch, ob er nun will oder nicht, und dann hat die Freude, diese Bezeichnung über seiner Tür anzubringen, und den Schmerz, daß der Hof seine Einkäufe größtenteils in Minden, Hannover oder Berlin deckt.

Das geistige Leben des Ländchens trägt vollkommen das Gepräge eines ehrbaren und würdevollen Unterdurchschnitts, gepaart mit einer unerschütterlichen und in sich gefestigten Langweiligkeit. Das merkt man sofort, hat man das Glück zu der besseren Gesellschaft gehören zu müssen. Selbst auf den reichsten Geist und die feurigste Seele wirkt das Leben in ihr bald wie eine Mast- und Liegekur... Man besucht das Kasino und den Wanderabendschoppen der akademisch gebildeten Gesellschaft, nimmt an zwölf bis vierundzwanzig Banketten teil, die alle um sieben Uhr beginnen und Schlag elf Uhr endigen und sich so ähneln wie eine Zigarre aus derselben Kiste der andern, und gewöhnt sich allmählich daran, einen Wasserleitungsrohrbruch auf der Langenstraße wichtiger zu finden als die Wehrvorlage und ähnliche Nebensächlichkeiten..

Bald ist es soweit, daß er am Fernsprecher dienert, hat er die Ehre mit der Hofkammer verbunden zu sein. Er liest die dem Fürsten gehörende und von einem Hofkammerrate beoheraufsichtigte Landeszeitung; geht im Sommer nach dem fürstlichen Bad Eilsen und lauscht den etwas abgelagerten Weisen der

fürstlichen Kapelle, kommt sich selber wie verraten und verkauft vor, hat er in der benachbarten Großstadt Minden zu tun, deren Trubel ihn betäubt, fährt nie ohne seine Gattin nach Hannover, aus Angst, man könnte annehmen, er wollte sich dort dem Laster hingeben, und gewöhnt sich daran, selbst zu sich selber und im Schlafe kein Wort zu sagen, daß irgendwo Anstoß erregen könnte...

Ansonsten läßt es sich in Bückeburg sehr ruhig leben, und man kann es dort zu einem sehr hohen Alter bringen, der einzige Sport, der dort betrieben wird... Man wird dort freilich sehr schnell alt, aber man bleibt es auch lange. Deshalb ist allen Leuten, die weiter nichts vom Dasein verlangen, auf das Angelegentlichste zu empfehlen, sich dort niederzulassen und ein stilles Leben zu führen, ein Leben in Duodez.“

Nach der Kündigung an der Schaumburger Zeitung, geht Hermann Löns wieder nach Hannover und arbeitete als Redakteur am Hannoverschen Tageblatt; es ist, wie schon gesagt, eine ausgesprochen produktive Zeit diese Jahre 1909/10/11 Es erscheinen: „Was da kreucht und fliegt“, „Mümmelmann“, „Aus Wald und Heide“, „Mein blaues Buch“, die Romane „Der letzte Hansbur“ und „Dahinten in der Heide“, aber er hatte mit seiner Gesundheit noch mehr Raubbau getrieben als all die Jahre zuvor. Wir haben ja schon von ihm selbst gehört, wie die Arbeiten sozusagen aus ihm herausgetrieben wurden.

In dieser Zeit der größten körperlichen, geistigen und seelischen Anspannung und Nervenüberreizung verliebt sich Hermann Löns in die junge Base seiner Frau, Hanna Fueß, die ihm schon seit mehreren Jahren bei Recherchen für einen Roman über den 30jährigen Krieg – ein Thema, das ihn seit seiner Jugend verfolgt - geholfen hatte. Aus der Kameradschaft wird auf seiner Seite eine nicht mehr zu überwindende Leidenschaft, die sie aber nicht so erwidern kann oder auch nicht will.

An dieser Stelle noch einmal der beste Freund der Kunstmaler Hermann Knottnerus Meyer über Löns: „...Eine weiche, ewig wechselnde, unendlich eindruck- und ausdrucksfähige Hülle um einen stahlharten Kern, das war Hermann Löns. Kompliziert wie die höhere Mathematik war er gleichzeitig einfach wie das Einmaleins.“ So der Freund.

„Die Menschen schätzen mich solange, bis sie mich kennenlernen“, pflegte er selbst nicht etwa im Scherz zu sagen....

Und Knottnerus Meyer fährt fort:

...eine große Anzahl von Menschen, die Löns selbst hoch schätzte, brachte nur wenig Verständnis und Interesse auf für das Wesen eines Mannes, der so ganz anders war, dessen Art und Mentalität ihnen fremd und lächerlich vorkam, den sie ablehnten, der ihnen auf die Nerven fiel, oder pathologisch erschien. Und doch wäre es nicht schwer gewesen, Löns' Wesen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es haben sich wohl die meisten Menschen mindestens einmal im Leben in derselben seelischen Verfassung befunden, in der sich Löns sein ganzes Leben lang befand: sie lebten dann in einer anderen Sphäre, wirkten mal fremd, aufgeregt, wohl gar pathologisch, dann nämlich, wenn sie liebten.

Da liegt der Schlüssel zu seinem Wesen: er war ein von der Liebe, von der Sinnlichkeit im weitesten Sinne, nicht nur der geschlechtlichen Sinnlichkeit, Besessener. Löns lebte ununterbrochen in einer hohen Zeit, in vibrierender Liebe zu der Welt aller Sinne...“ so Knottnerus Meyer

Und nun kommt noch die Leidenschaft zu der 20 Jahre jüngeren Hanna Fuess hinzu, dieses Erlebnis wird er in seinem subjektivsten Roman „Das zweite Gesicht“ verarbeiten.

Bevor er diesen Roman in Angriff nimmt, schreibt er sein neben den Landschafts- und Tiergeschichten wohl berühmtestes Werk, den „Wehrwolf“, den Bauernroman aus dem 30jährigen Krieg, von dem er später zum Beginn des 1. Weltkriegs sagen wird, daß er damit sein Kriegslied geschrieben habe. Im Gegensatz zu den Vorwürfen, die man heute glaubt Löns machen zu müssen, ist dieses Epos kein kriegsverherrlichender Roman; im Gegenteil, es zeigt uns gerade die Schreckensszenen dieses 30jährigen Krieges mit aller Deutlichkeit; Löns Darstellung habe, wie der Schriftsteller Gustav Sichelschmidt sagt, die Wucht nordischer Sagas. Die Bauern der Heide führen keinen Angriffskrieg, sondern wehren sich gegen eine entmenschte fremde Soldateska; und sie stellen sich immer wieder die Frage, warum diese wütigen Horden und Marodeure nicht da bleiben, wo sie hingehören. Aber am Ende kennen sie kein Pardon mit ihnen: sie üben Blutrache und Selbstjustiz. Als Wehrwölfe fühlen sie sich vor Gott und den Menschen berufen, zum Schutz ihrer Familien und ihrer Heimat vor keiner Gewalttat zurückzuschrecken. Den Roman zu schreiben ist für Löns ein Gebot und ein Zwang. Die Tat der Niederschrift selbst ein Erlebnis, das ihn zutiefst aufwühlt. Nur 14 Tage hat er im November 1909 dazu gebraucht. Seinen Zustand schildert Knottnerus-Meyer so:

„...Er hatte sich eingeschlossen, rauchte und schrieb ununterbrochen, tage- nächtelang, ohne zu essen, kaum zu schlafen. Seine Angehörigen wußten sich keinen Rat mehr und fürchteten das Schlimmste. Als ihm zugerufen wurde, daß ich da sei, stürzte er aus seinem Zimmer und fiel mir weinend um den Hals; er schien ein vibrierendes Nervenbündel...“

Sein Redaktionskollege Max Tönjes sagt:

„Hermann Löns kannte nicht das langsame, stetige Hineinwachsen in eine dichterische Arbeit wie andere Schriftsteller; ihm offenbarte sich nur im Schaffensrausch die Fülle der Gesichte...“

Und Löns selbst äußerte in der Wehrwolfswochen manchmal. „Es steht wieder jemand hinter mir und diktiert zu rasch; ich kriege demnächst noch Athletenmuskeln vom Schreiben. Das ist eine Pferdearbeit, 180 bis 200 Quartseiten hintereinander an einem Tag schreiben zu müssen.“

Aber trotz seines Schaffensdranges und des Zwanges, schreibt er alles mit glasklarem Verstand auf, sodaß er hinterher kaum Änderungen vornehmen muß und kein Lektor nötig ist.

Kaum ist der „Wehrwolf“ fertig, beginnt er einen neuen Roman, den er einen „Künstler-Liebes-Doppel- und Unterbewußtseinsroman nennt, völlig modern, aber wie im Märchen wirkend,“ sagt er...

Es ist „Das zweite Gesicht“ und behandelt die unerfüllte Liebe eines Malers zu einer jungen Frau, also sein persönlichster Roman, denn Hannah Fuess, die junge Base seiner Frau Lisa, wird hier in diesem Roman zu der Figur der Swaantje Swantenius.

Für sie schreibt er auch das Lied

Rosemarie

Aus einem Brief an Hanna Fueß vom 23. Dezember 1909:

...Es ist merkwürdig, wie kalt mich ein Buch läßt, sobald es heraus ist. Ich habe das blaue Buch (das Balladenbuch) kaum angesehen. Es muß wohl in meiner Natur liegen, das nicht mehr zu achten, was ich erreicht habe. Ich komme mir dann immer so treulos vor, aber es ist eben nichts daran zu ändern. Und vielleicht muß das so sein, denn es steckt in mir ein Kerl mit einer Hetzpeitsche...

Anfang 1910 muß er sich aufgrund völlig zerrütteter Nerven in ein Sanatorium nach Bad Zwischenahn begeben.

Er schreibt am 1. Februar 1910

Lieber Fricke, hier ist es sehr nett. Ich bin noch ziemlich rappelig von wegen dem vermuckten Roman, der erst dreiviertel heraus ist, aber ich denke, bald ist er fertig, und dann ist mir wohl und auch besser. Ich gehe jeden Nachmittag über die Dörfer und hänge meine Beine über das offene Torfffeuer; davon bekommen die Hühneraugen eine innigen Blick. Indem ich von dir dasselbe hoffe, bin ich mit einem Händedruck Dein H.L.

Er verkehrt meisten bei Anni in Aschhausen, einem Dorfkrug, und dort entsteht die Novelle

Unter dem Schornsteinkleid (Ausschnitte)

...Ich war rund um das Zwischenahner Meer gegangen und fühlte, daß ich hungrig und müde war. So war ich froh, als ein Wirtshausschild unter einem spitzen Giebel zur Einkehr lud.

Ich bot die Tageszeit, klopfte mir den Schnee ab und ging an den Herd, um den die Bauern, die da saßen und sich die Füße an der Torfglut wärmten, ihre Binsenstühle zusammenrückten, um mir Platz zu machen.

„Binnen is beeter as buten“, sagte ich. Sie nickten alle. Der nächste Gast, ein baumlanger Schlachter, sagte dasselbe, und der folgende, ein Fischerhändler auch, und der alte Bauer mit dem verhutzelten Gesicht, der darauf eintrat nicht minder. Jeder ließ sich zuerst einen Klaren geben, kippte ihn hinab, und goß die Neige in das Feuer, das sich mit einer langen, himmelblauen Stichflamme dafür bedankte...

...Nach acht Tagen kam ich wieder, nach einer Woche noch einmal, von da ab einen um den andern Tag. Mir fehlte etwas, wenn ich nicht dreimal in der Woche unter dem Schornsteinkleid saß...

Eines Spätnachmittags, als ich so dasaß, die Schmierstiefel auf den eisernen Herdreifen stützte und den bleichen Flammen und den roten Funken zusah, während mir gegenüber, von der Abendsonne beschienen, die Haustochter saß und strickte, sagte ich: „Wenn man hier so sitzt, Anni, kommt man sich vor, als wenn man weiter nichts zu tun braucht.“ Das junge Mädchen nickte, sah in die Glut und erwiderte: „Ja, Feuer ist Gesellschaft.“

Sie hatte den Nagel auf den Kopf getroffen; Feuer ist Gesellschaft wie rinnendes Wasser und wogendes Korn. Die drei wissen so viel, können so viel erzählen, aber das meiste weiß doch das offene Feuer, trotzdem, daß es die leiseste Sprache redet. Uralte Geschichten weiß es, die die Menschen längst vergaßen, Geschichten aus den Zeiten, wo Wode noch verehrt wurde und Frigga, da noch der Grauhund im Moore das Elchkalb riß und der Adler in der Seebucht die Wildgans schlug...

Und weil wir kein offnes Herdfeuer mehr haben, dessen lebendige Glut eine bessere Wärme gibt, denn die eingesperrten Flammen der eisernen Öfen, darum verlernen wir es, Lieder herauszuhören aus dem Flüstern der Flammen und den Funken die Märchen abzuhorchen...

...Eine ganze Weile hatte das Feuer verstohlen geglimmt; dann - mit einem Ruck schlugen die Flammen durch, und jäh wirbelte der Rauch empor. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte hinter ihm hersehen, wie er an den schwarzen Schornsteinwänden sich entlang kräuselnd verschwand und dahin stieg, wo auf dunkelblauem Grunde die goldenen Sterne standen. Nur wenige waren es, die ich von meinem Platze aus sah, aber viel mehr wirkten sie als die unzähligen Gestirne, die ich zu sehen bekam, als ich die Landstraße entlang ging und mit denen mich nichts verband als ein kärgliches Stück Wissens, aus kalten Zahlen mühsam hergestellt.

Und da ging mir alles Glaubens Urgrund auf. Nicht im dunklen Wald oder auf der weiten Heide, nicht auf der lauten See und in der stummen Steppe blühte er auf, er keimte an der roten Glut des Herdfeuers, wo goldene Funken und bleicher Rauch die Augen aufwärts leiteten und ihnen ein kleines, begrenztes Stückchen Himmel wiesen, der den Menschen nicht blendete und schreckte, sondern ihn als sein Eigentum dünkte, erreichbar durch den Glauben an einen Gott, der jenseits der Wolken thront. Gespensterglauben und Dämonenfurcht lehrten Urwald und Steppe den Jäger- und Wanderhirten; Gottesglaube aber entstand dem Menschen erst, als er als Bauer vor dem Herdfeuer saß...

Ein glühender Funken stahl sich zwischen den schwarzen Torfstücken hervor, fuhr empor, besann sich, bog seitwärts ab, und ehe er in der Esse verschwand, kreuzte seine Bahn ein anderer. Ihnen machten es

immer mehr nach, seltsame rote Runen durch die Dunkelheit ziehend. Kreuze bildeten sie in ihrem hastigen Flug, goldene Kreuze, deren Enden zu Haken gebogen waren, jene Zeichen, die der Bauer einst so gern, kunstvoll verziert und auf mannigfache Art geformt, rechts und links von dem Hausspruche in den Balken über der großen Haustür einmeißelte. So wies ihm nicht nur das Herdfeuer den Weg zum Jenseits, es half ihm auch dazu sein Leben zu verschönern, in dem er den Geräten, die um ihn waren, einen Schmuck gab, der eine verborgene Bedeutung hatte und einen geheimen Sinn...

Im Juni desselben Jahres schreibt er in einem Brief an einen Freund, den er in Zwischenahn kennenlernte u. a.

„...ich war jüngst öfter zur Jagd, mochte aber nie den Finger krumm machen. Ich schieße nicht mehr gern etwas tot. Jedesmal, wenn ich mich herangepürscht habe, denke ich: ach, was, laß es leben!...“

Im Jahre 1910 entsteht auch der berühmte „Kleine Rosengarten“, die meisten der Gedichte schüttelte er im Sommer desselben Jahres „aus dem Ärmel“ wie es heißt. Er, der sich immer schon für Volkskunst, ob Drama, Geschichte, Märchen oder auch Lieder interessiert hatte, und sie wie die Brüder Grimm, Herder oder auch Wilhelm Busch gesammelt, hat nun den Wunsch und Willen, selber Gedichte zu schreiben, die zu Volksliedern werden sollen.

„Das Liebesleben eines Dorfes mit allen Schattierungen will ich wiedergeben“, sagt er.

Und sie sind ja wirklich zu Volksliedern geworden, von der Wandervogeljugend begeistert aufgenommen. Kaum ein deutscher Dichter ist mit seinen Liedern so viel vertont worden wie Hermann Löns und sein „Kleiner Rosengarten.“

Man zählt etwa 360 Komponisten

Das Lied „Ja grün ist die heide...“ ist von Karl Blume komponiert...

Lied- Ja, grün ist die Heide

Ätzende und hämische Kritik gab es natürlich auch damals schon reichlich; sie kam hauptsächlich aus der Großstadt, von den sogenannten Asphaltliteraten, die mit dieser Form der Kunst nichts anfangen konnten. Im Zeitalter des Individualismus sah und sieht man es als Unvermögen an, sein dichterisches Können und sein künstlerisches Einzelwesen dem singenden Volk unterzuordnen.

„Alle diese Künstler des Asphalts“, sagt dagegen der Schriftsteller Möller van den Bruck, „spüren kein Volk hinter sich, das sie lieben und für das zu schaffen sich lohnt: deshalb haben sie kein Ziel vor sich, in das sie ihre Kraft werfen können...“

1911 ist Löns mit Frau und Kind an der Ostsee, dort entsteht sein Matrosenlied: „Wir fahren gegen Engelland“, das ihm in der heutigen Zeit (über 100 Jahre nach der Entstehung) reichlich Vorwürfe einbringt.

Dazu sei nur gesagt, Löns war ein politisch denkender Mensch, und er hatte als interessierter Journalist sicher manch besseren Einblick in die Machtpolitik als andere. Er sah die Gefahr einer Einkesselung des Reiches, die ja nicht nur aber auch von England ausging (selbst Kabarettisten wie Otto Reutter haben damals dazu geschrieben und gesungen)

Und die leichte Überheblichkeit, die Groß Britannien ab und zu haben kann (man denke nur an die Erfindung von Made in Germany) hat viele nicht gerade erfreut.

In einem Brief an Arthur Kutscher schreibt Löns:

„...Sie wissen, ich bin Teutone hoch vier. Sehen Sie mal: jedes Volk wird jetzt stramm national, und wir sollens nicht? Wir haben gerade genug mit Humanistik, Nationalaltruismus und Internationalismus uns kaputt gemacht, so sehr, daß ich eine ganz gehörige Portion Chauvinismus sogar für unbedingt nötig halte. Natürlich paßt das einigen (den zielbewußtesten Chauvinisten, den Juden) nicht und darum zetern sie über Teutonismus. Das aber ist der Weg, die Wahrheit und das Leben..“

Matrosenlied

Im Jahr 1911 zerbricht die Ehe zwischen Lisa und Hermann Löns, und am 26. Juni verläßt ihn Lisa mit dem fünfjährigen kleinen Sohn. Lisa Löns beansprucht die alleinige Vollmacht über das Kind, die sie auch bekommt. Vor Gericht hatte sie ausgesagt, daß sie sich auf Grund der Nervenüberreiztheit und der dadurch unberechenbaren Ausbrüche von Löns um das kranke, geistig und körperlich zurückgebliebene Kind Sorgen machen müsse. Löns läßt in seiner Verzweiflung alles stehen und liegen und irrt ein paar Monate lang, ohne eine Adresse zu hinterlassen, ziellos innerhalb Deutschlands, Österreichs und der Schweiz herum. Keiner weiß, wo er sich aufhält.

Einmal schreibt er als Absender: Nirgendwo, am Nimmermehrstag des Niemondes des A. Diaboli 1911 und setzt dazu

„... aus weiter Ferne und auf großen Umwegen.... Nun besitze ich nichts mehr als meine Kleidung und ein komplettes Lager verstaubter Erinnerungen...“

Und an den Verleger

„...noch solch ein Monat wie dieser, und ich habe eine Kugel im Gehirn..“

Und den Satz...

„...Sehnsuchtsmenschen, wie wir sind, Lauscher auf das Ewige, die müssen sich bescheiden und können froh sein, bleiben sie nicht ganz neben dem Leben liegen...“

Das ferne Land

Und das ist offenbar:

Ich weiß ein Land, in dem ich niemals war;
 da fließt ein Wasser, das ist silberklar,
 da blühen Blumen, deren Duft ist rein
 und ihre Farben sind so zart und fein,
 so zart und fein, wie sonst am Himmel nur
 der Abendröte allerletzte Spur
 an hellen Abenden im jungen Mai
 beim allerersten fernen Eulenschrei.

Auch singt ein Vogel in dem fernen Land,
 er singt ein Lied, das ist mir unbekannt;
 ich hört' es nie und weiß doch, wie es klingt,
 und weiß es auch, was mir der Vogel singt;
 das Leben singt er, und er singt den Tod,
 die höchste Wonne und die tiefste Not,
 jedwede Lust und jeglich Herzeleid,
 die Lust der Zeit, das Weh der Ewigkeit.

Ich kenn' das Land und weiß nicht, wo es liegt,
 und weiß es nicht, wohin der Vogel fliegt,
 und hörte von dem Bach das Rauschen kaum,
 der Blumen Duft empfand ich nur im Traum;
 im Traume nur sind einst sie mir erblüht,
 im Traum nur hörte ich des Vogels Lied,
 das Lied vom Leben und das Lied vom Tod,
 das Lied der Wonne und das Lied der Not.

Erreiche ich das ferne, fremde Land,
 dann blüht das Lebensmal in meiner Hand;

wenn nicht, dann sang der Vogel nur von Tod,
 sang mir ein Leben, bitter und voll Not;
 du weißt den Weg nach jenem Land; sag' ja!
 dann ist das ferne, fremde Land so nah',
 dann singt der Vogel nimmermehr von Tod
 und Not; dann blühen alle Blumen rot, so rot,
 so rosenrot.

Eine Verbindung hält er während der Zeit aufrecht, zu Ernestine Sassenberg, einer jungen Frau, die er aus der Zeit seiner Ehe noch kannte, denn sie war Kindermädchen bei der Familie gewesen. Nach der Rückkehr nach Hannover ziehen sie zusammen, und durch ihre Liebe gewinnt er wieder Lust am Leben und an der Arbeit. Ernestine Sassenberg wird sein letzter Ruhepunkt. Er schreibt wieder sehr viel: u.a. Auf der Wildbahn; Kraut und Lot; Widu; Mein buntes Busch; Die Häuser von Ohlendorf;

Die Lage für das Deutsche Reich wird immer gefährlicher, aber fühlen tun dieses in Deutschland wohl nur wenige.

Löns schreibt 1913 an den Schriftsteller Stauff von der March nach Österreich

„...und zu alle dem noch das schwere Gewitter, das von allen Seiten über unser Vaterland und Volk heraufzieht. Es ist furchtbar, die sichere Überzeugung zu haben, daß was Grimmiges, Zermalmendes da braut! Und das Furchtbarste ist, daß die allerwenigsten Leute in Deutschland imstande sind, das zu verstehen. Von zehn lächeln acht mindestens ungläubig und zugleich mitleidig, als wäre man albern, einer schaut dösing drein, und nur der zehnte scheint ziemlich überzeugt zu sein – vielleicht tut er nur so, um Ruhe zu haben, und weil er „gut“ erzogen ist. Jetzt kann ich erst fühlen, wie es Cassandra zumute gewesen ist. Die Ärmste der Armen!..“

Im August 1914 war es soweit: der Krieg war von Kaiser Wilhelm II nicht mehr zu verhindern gewesen; ein Krieg der viele Väter hatte.

Löns will im Kampfe nicht zurückstehen, obwohl er nie gedient hat und bereits fast 50 Jahre alt ist, wie wir eingangs ja schon hörten

Bruchstücke aus seinem Kriegstagebuch:

18. September

Was in der Welt vorgeht, wissen wir Höhlenmenschen nicht, am wenigsten vom Krieg, Zeitungen haben wir seit dem 5. nicht mehr gesehen. Nun gerade seit acht Tagen nicht mehr gewaschen, nicht gekämmt, nicht die Wäsche gewechselt, die Hände sind von schwarzer Borke bedeckt, Nase voll Dreck innen, Hemd schmierig und schwarz...

24. September – sehe von meinem Lager den Sternschnuppen zu. Denke an die Leichen An den erschossenen Spion. Droben am Firmament dieselbe Not, Leben ist Sterben, Werden - Verderben.

25. September Heute Freitag. Schlachtenkette um Reims heute vierzehn Tage Dauer. Es bullert im Norden weiter. Post kommt. Mittag. Es ist direkt heiß unter dem Winde.

Ein Füsilier bringt dem Feldwebel Totenmarken. Der nimmt sie, ohne das Gesicht zu verziehn. Chaussee nach Pontvivard, dampft von Autostaub. Luft dick. Besuche Rohde. Bekomme Kaffee usw. Leutnant von Wallroden hat Schuß da, wo Gefreitenknopf hinkommt. (ich mache demgemäß Witze, großes Hallo) Leutnant Reuß Nackenschuß, am Rücken raus, kreuzfidel.

Um 6 Uhr (*nachmittags*) zu meinem Bataillon. Alles ruht sich aus, raucht, singt, lacht, und dabei geht es in zwei Stunden in die vorderste Schützenlinie. Blasse Sichel im Süden, Sonne geht über silbernem Dunst friedlich unter, wirft warme Schatten aufs Gefilde.

Auf der Straße Pferdetransport als dunkles Geschlängel. Im Norden schießen unsre Schrapnells nach Flieger. Der ganze Himmel von goldgelben Wolken mit Blitzlichtern. Erbsensuppe (schmeckt wieder) Tee, der Leutnant gibt Burgunder dazu. Frohe Stimmung und es geht in die Linie (in fremder Handschrift hinzugefügt: Von wo er nicht zurückkehren sollte, gefallen am 26. 9. bei Loivre. Ehre seinem Andenken!

Restlied Husaren

Das grüne Gläslein zersprang mir in der Hand, Brüder, ich sterbe fürs Vaterland. Rote Husaren...

Und geht es zu Ende, so laßt mich allein
Mit mir selber auf einsamer Heide sein;
Will nichts mehr hören und nichts mehr sehn,
will wie ein totes Getier vergehn.

Das graue Heidemoos meine Sterbebett sei,
die Krähe singt mir die Litanei,
die Totenglocke läutet der Sturm,
begraben werden mich Käfer und Wurm.

Auf meinem Grab soll stehen kein Stein,
kein Hügel soll dorten geschüttet sein.
Kein Kranz soll liegen da, wo ich starb,
keine Träne fallen, wo ich verdarb.

Will nichts mehr hören und nichts mehr sehen,
wie ein totes Getier, so will ich vergehn;
Und darum kein Kranz und kein Stein,
spurlos will ich vergangen sein.